



**Inhalt:** Die Verhaftung in Harper's-Haus, von G. Hiltl (mit Illustration). — Gothenwick. Novelle von Otto Noquette (Schluß). — Anekdoten von Kaffee und Kaffeetrinkern. — Tugendpreise, von A. H. Heigel. — Von David's Harfe bis zum Flügel von Crard. — Die Schwimmkunst der Damen. — Schwimm- und Badeanzüge (mit Illustration). — Was ist Industrie? — Die Hirten und Heerden der Schweiz, von S. Beta. — Erinnerungen amerikanischer Frauen an Alexander von Humboldt, von J. Loewenberg. — Noch eine Färgeschichte. — Die Frauenarbeit und der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, von Fr. von Holkenborff (Fortsetzung). — Wirtschaftsplaudereien. — Die Mode, von Veronika v. G. — Modenbild, nebst Beschreibung. — Auflösungen des Nebels und Räthfels, der Schach- und Köpfsprung-Aufgabe Seite 232. — Räthfel. — Correspondenz.

**Die Verhaftung in Harper's-Haus.**  
Erzählung eines Soldaten.  
(1554.)

— — — Punkt fünf Uhr Morgens ritten wir aus Stratford. Es war stockfinstern in der Luft, aber der Boden, der Wald, die Hügel leuchteten hell von dem Schnee, der an und auf ihnen lag. Die Häuser in der Vorstadt waren im Dunkel und im Schnee begraben, Alles war todtenstill, nur zuweilen hörte man das Schnurren eines Webstuhles und sah ein trübes, röthliches Licht durch die Fenster blinken.

Das war im Februar 1554. Tags zuvor hatte ich noch gerade um diese Zeit nach wochenlanger Arbeit sanft geschlafen auf der Ofenbank im Gasthause „zum heiligen Georg“, denn wir waren im Gefechte gewesen mit den Rebellen, die Graf Dorset, Herzog von Suffolck, versammelt hatte in Warwickshire. Die Königin Maria, die katholische Marie genannt, hatte ihm den wüthendsten Feind seines Hauses, den Grafen Huntingdon, entgegengeschickt.

Nach heftigem Kampfe wurde Graf von Dorset, Herzog von Suffolck, von den Unfrigen geschlagen. Noch müde vom Gefechte legte ich mich Tags darauf, wie gesagt, im Gasthause zu Stratford auf die Ofenbank und schlief ein. Alsbaldig wurde ich aufgerüttelt und eine Stimme rief mir ins Ohr: „Hur-

tig auf die Beine, William. Satttle schnell — wir sind ihm auf der Spur.“ Ich war mit einem Sage von der Ofenbank. In dem Gastzimmer tummelten sich schon Huntingdon's Reiter durch einander, die Nachtlampen blaakten und schweelten abscheulich und der Wind heulte durch die offene Stubenthüre. Bald darauf ritten wir, unserer fünfzig, aus dem großen Portale des „heiligen Georg“ in die stille, schneebedeckte Stadt und in das Feld hinaus. Unterwegs erfuhr ich, was geschehen war. Mit Suffolck's Erhebung zugleich sollte in London eine Verschwörung ausbrechen, welche Sir Thomas Wyatt angezettelt hatte; der konnte aber nicht länger warten, sondern schlug früher los, als es eigentlich beschlossen war, das brachte ihm und den Seinen Unheil. Suffolck wurde benachrichtigt durch Wyatt, daß die Sache früher geschehen werde und diesen Boten fing man auf. Damit war dem Herzoge der Hals gebrochen und — leider nicht ihm allein, denn schon sah zu London im Tower die Tochter Suffolck's mit ihrem Gatten Guilford Dudley, die schöne, gute, unglückliche Fürstin Johanna Gray, deren Schicksal gewiß Jedermann kennt. Es galt nur noch, den flüchtigen Suffolck zu ergreifen. Hinter Birmingham fingen sie den Boten Wyatt's auf. Daburch erfuhr man, daß Suffolck sich nach dem Süden von Warwickshire geflüchtet habe. Nun konnte ich mir den Zursch erklären, der mich weckte; unser Commando war also zum Zangen bestimmt. Tage lang streiften wir umher, ohne das Geringste zu finden, bis wir eines Nachmittags uns einem Herrensitze näherten, der den Namen Harper's-Hause trug. Vor diesem Herrensitze, dessen alte

Mauern aus dem Jahre 1350 stammen mochten, lag ein Wald, vor dem Walde die Schmiede des Dorfes. Wir sahen nun bei dem Feuer, welches der Schmied anzachte, eine Gruppe von Spießknechten. Sie tranken und würfelten und mitten unter ihnen bemerkten wir die Gestalt eines Mönches, der in einem Buche las.

Als das Geräusch unserer Ankunft gehört ward, schlug der Mönch sein Buch zu und ging uns entgegen. „Kommt, kommt!“ rief er, „wir wissen, wo er weilt.“ Er wies mit seiner Rechten in den schneebedeckten Wald, über dessen Bäume die Dächer von Harper's-Hause hervorragten. So war es: Harper's-Hause war eine Besitzung der Suffolck und dahinein hatten sie einen Pächter Namens Knevil gesetzt. Zu diesem seinen Lehnsman hatte sich der Herzog geflüchtet. Aber Bob Knevil war ein Judas, er verrieth seinen Herrn gegen eine Summe Geldes an seine Feinde.

Als wir bei Harper's-Hause an der Schmiede Halt machten, war es beinahe die vierte Nachmittagsstunde, aber die Wintersonne brachte das Dunkel schnell herbei und so währte es nicht allzulange, bevor wir auf den Fang gehen konnten. Der Mönch verfuhr mit größter Umsicht. Er ließ einen Theil der Fußknechte in der Schmiede zurück, nahm die Uebrigen mit sich und dann befohl er den Reitern, einen weiten Kreis um das Herrenhaus zu bilden. Leider bestimmte er mich, nebst zwei anderen Officieren, die militärischen Ausführungen in die Hand zu nehmen. Nachdem die Reiter das Gehölz umstellt hatten, rückten wir so stille als möglich gegen den Herrensitze vor. Die Harnische der



Die Verhaftung in Harper's-Haus.



Knechte waren festgebunden, um das Klirren zu verhüten, und nur der Schnee knirschte laut unter unseren Fußritten, als wir uns der kleinen Hinterpforte des Herrenhauses näherten. Der Mönch klopfte drei Mal vernehmlich, worauf die Thür geöffnet ward. Mit einem Lichte bewaffnet zeigte sich nun Knevil. Er legte den Finger an die Lippen und gab ein Zeichen hinaufzufliegen. Wir gingen eine enge, gewundene Treppe hinan, die auf einem Absatz mündete. Von diesem Absatz aus gelangte man in den Hauptaal, aber an der Wange der Treppe befand sich ein Tafelwerk, gegen dessen Füllung der Pächter drückte. Es sprang nun ein Thürflügel auf, der uns den Blick und Eingang in ein kleines Vorgemach gestattete. Am Ende dieses Vorgemaches bemerkten wir die, zu den übrigen Räumen führende Thür. Sie war mit einem grünen Vorhange geschlossen. Links vom Eingange stand ein Schrank, daneben hingen lebensgroße Bilder, an der zweiten Thür war ein Harnisch auf einem Gestelle sichtbar. „Hier bleibt“, flüsterte Knevil, „bis ich Euch rufe. Wenn Ihr mich sagen hört: Herr Herzog es ist Zeit! dann kommt herein.“

Er öffnete behutsam den Vorhang und trat in das Zimmer. Wir aber blieben in peinlicher Erwartung. Kein Mensch regte sich, die Waffen klirren nur zuweilen ganz leise; man hörte deutlich die Unterhaltung Suffolks mit Knevil, dem Verräther, im entgegengesetzten Gemache, und wenn sie einen Augenblick schwieg, konnten wir wieder das Athmen der Soldaten vernehmen. Diese unheimliche Stille ward plötzlich durch den Eintritt zweier bildhübscher Mädchen unterbrochen, die mit Geberden der Angst und mit dem Rufe: „Gott der Gnade, was geht hier vor?“ in das Vorgemach stürzten. „Wo ist mein Vater?“ rief die Eine, während ihr entsetzter Blick von uns zu der Thür flog, gegen welche die Knechte ihre Hellebarden gerichtet hatten. „Dein Vater ist unser Bundesgenosse“, sagte der Mönch, „der uns den Erzsind ausliefert.“ „So ist mein Vater ein Christ“, rief das Mädchen, „der Herzog hat sich ihm überliefert auf Treu und Glauben, er darf ihn nicht in die Gewalt der Feinde geben. Herzog von Suffolk!“ schrie sie laut, „rette Dich durch das Fenster in die Kapelle hinab!“ Da winkte der Mönch „Vorwärts!“ und mit einem Rucke schob der Vorderste der Knechte den Vorhang zurück. Entsetzt sprang ein Mann von dem Tische auf, vor welchem er bei einem Mahle saß, seine Rechte sagte ein Schwert, aber der Mönch rief: „Ergebt Euch, Herzog von Suffolk. Ihr seid gefangen.“ Suffolk blickte ruhig auf die Gruppe, dann sah er mit einem verächtlichen Blicke Knevil an und warf sein Schwert in die Ecke des Zimmers. „Ich bin Euer Gefangener“, sagte er milde. „Der mein Brod isst“, sagt die Schrift, „tritt mich mit Füßen.“ Der schlechte Knecht dort hat mich verrathen, mein Blut komme über ihn.“ Er rief mit barscher Stimme, ihm seinen Mantel zu bringen, dann sagte er: „Wie wollt Ihr mich nach London bringen?“ „Wir haben den Wagen drunten im Dorfe“, antwortete der Mönch. „Nein. Knevil! Verräther, laß meinen Wagen kommen, darin will ich nach London einfahren.“ Hierauf nahmen wir den Gefangenen in die Mitte und führten ihn hinunter. Als er die Treppe hinabging, nahte sich die Tochter Knevil's und küßte dem Herzoge die Hand. „Ich bin unschuldig, gnädiger Herr“, schluchzte das Mädchen. „Ich weiß es, mein Kind“, sagte Suffolk, küßte die Stirn der Weinen und sagte: „Bete für meine Tochter, die Lady Gray. Sie ist schlimmer dran als ich.“ Er stieg in den Wagen.

Am 21. Februar fiel sein Haupt auf Towerhill. Zehn Tage vorher hatte seine Tochter, die schöne Johanna Gray, eine siebenzehnjährige, tugendhafte, geliebte Fürstin auf dem Blutgerüste geendet. — Von Knevil habe ich später gehört, er sei irrsinnig geworden, seine Tochter soll nach Shropshire gezogen sein. Der Mönch, der sich Bruder Ractantius von Canterbury nannte, ward im Jahre 1558, als Elisabeth den Thron bestiegen hatte, bei einem Aufstande der Grafschaft Kent erschlagen.

G. Hill.

## Gothenwick.

Novelle von Otto Roquette.  
(Schluß.)

Wir beschloßen unsern Brautstand nicht über den Winter hinaus auszudehnen. Das Frühjahr sollte uns als Verbundene sehen. Unabhängig, wie ich war, machte ich den Plan und Vorschlag, dann mit meinem jungen Weibe für einige Zeit ein milderes Klima aufzusuchen, um ihre zarte Gesundheit dort zu befestigen. Italien, Sicilien wurden in Aussicht genommen, wir scheuten selbst vor einer Seefahrt nach Aegypten nicht zurück. Während solcher Unterredungen ging eine merkwürdige Umwandlung in Harald vor. Die unbändige Lust, nur überhaupt bald die Welt zu sehen, ließ ihn den hohen Norden vorerst Preis geben und machte, daß seine Wünsche sich unserer Fahrt nach Süden anschlossen. Und waren denn nicht auch kühne Söhne des Nordens einst nach Süden gedrungen, hatten nicht Stämme der Normannen Sicilien erobert? War nicht die Zauberinsel mit dem dampfenden Aetna wie eine Verklärung des nordischen Silands, wo die Geiser kochten und schäumten? War nicht ein andres Volk des germanischen Nordens bis nach Afrika gezogen, um jenseits der mittelländischen Fluten ein Vandalenreich zu stiften? — Es war nicht zu verkennen, was in Harald vorging, und als ich ihm versprach, ihn mitzunehmen, stürzte er mit so wilden Neugierungen der Freude über mich, daß ich hätte Gewalt gegen den jungen Berserker brauchen mögen.

Noch merkwürdigere Dinge aber gingen in unsern gütigen Mutter und tapferen Philologen Virginia Jessenius vor. Italien, das Land der klassischen Latinität stieg, gehoben von alten, kaum zugestandenem Wünschen, vor ihrer Seele auf. Die Villa des Mäcenas zu Tivoli, Virgil's Grab, Cicero's und Horaz's Landhäuser, das Forum Romanum, Pompeji, die ganze römische Geschichte, ein unendliches Gefolge, ging verlockend an ihr vorüber. Und plötzlich erklärte sie, sie werde ihre Bibliothek zuschließen und mit uns auf Abenteuer ausgehen. Groß war meine und meiner Braut Heiterkeit, als einer nach dem andern sich zu uns schlug, um den Römerzug über die Alpen mit uns anzutreten. So vergingen uns die Tage, die halben Nächte im Genuß der Gegenwart in köstlichen Ausflüchten in die Zukunft. Ja, wir waren glückliche Menschen!

Aber bald tauchte ein dunkler Punkt in unserm freudeverklärten Verkehr auf, über den wir uns nicht recht vereinigen konnten. Gegen die Ansicht Malvina's, daß sie ihre letzte Mädchenzeit bei dem Freiherrn in Gothenwick zubringen müsse, standen wir drei anderen zwar in geschlossener Linie abwehrend da und meine Braut war geneigt sich uns zu fügen. Dagegen bestand sie darauf, den Vater persönlich um seine Einwilligung zu ihrer Verheirathung zu bitten und auch bei mir war es keine Frage, daß ich der Form genügen und den Freiherrn um die Hand der Tochter anheben müsse. Bezweifelnd, verschoben und unvermittelt, wie die Verhältnisse immer lagen, der äußere Anstand mußte gewahrt werden. Hier aber hatten wir einen schweren Stand mit

Harald, der durchaus nicht überstimmt, durchaus nicht als Nebenperson umgangen sein wollte, sondern mit leidenschaftlicher Festigkeit sich geradezu gegen unsern Plan zur Wehr setzte. So jung Harald war, seine ganze Persönlichkeit war der Art, daß sich ihr Eintreten, wo es mit ganzer Wucht geschah, nicht ohne Weiteres ablehnen ließ. Das gekränkte Ansehen seiner Mutter verbunden mit dem, was er aus Peter Matthesen's Munde über die Vergangenheit des Freiherrn erfahren, hatten in ihm einen Widerwillen erzeugt, einen düstern Groll, welcher zu stark war, als daß man ihm mit Vernunftgründen hätte begegnen können. Was aber für ihn selbst galt, das mußte auch für die Zwillingschwester gelten. So war Harald unzufrieden gewesen mit Malvina's Leben in Gothenwick, es hatte ihn im Innersten empört, und so widersezte sich sein Stolz jetzt mit Hartnäckigkeit einer Annäherung, mit der man dem Freiherrn Rechte zugestand, während derselbe sich stets geweigert, Pflichten zu erfüllen.

Unsere mütterliche Freundin ließ ich in einem Gespräche unter vier Augen frei erkennen, daß ich um das Geheimniß des Hauses wisse, daß ich sie selbst als das eigentliche Oberhaupt der Familie betrachte und mir an ihrer Einwilligung genügen lassen könne. Stimmte sie mit mir aber zugleich überein, daß wir den Freiherrn dabei nicht umgeben könnten, so ließen wir uns doch immer wieder durch Harald bestimmen, die Fahrt nach Gothenwick wenigstens noch hinauszuschieben.

Wenn wir spät Abends den Damen gute Nacht gesagt hatten, dann rebete Harald auf meinem Zimmer noch Stunden lang auf mich ein, die Fahrt nach Gothenwick aufzugeben und wollte keine einzige meiner Einwendungen gelten lassen. Sein ganzes Wesen kam in Aufregung und ich glaubte aus den Wendungen seiner Rede, dem Klange seiner Stimme etwas wie Furcht vor irgend einer drohenden Gefahr zu erkennen. Als ich ihn darauf hin fragte, entgegnete er:

„Ja, es sagt mir eine Ahnung, daß ein furchtbares Verhängniß uns auf dieser Fahrt erwartet! Laße mich nicht aus, ich bin nicht schreckhaft und will jeder Gefahr frei ins Auge sehen, aber es handelt sich um die Schwester und um Dich! Ihr seid mir theurer als die Welt, und Euch lasse ich der Gefahr nicht entgegen, die die Stimme in meiner Brust mir als unabwendbar verkündet. Ich darf Euch die Verantwortung Eures Schrittes nicht überlassen, ich muß Euch zwingen, zurückzubleiben. Es ist nicht jener Beklagenswerthe, Bedauernswürdige, zu dem ihr geht, er ist es nicht, den ich fürchte — und ich wollte ihm begegnen, wenn er sich erlaubt, Euch anders zu empfangen, als ihm geziemt! Daß ihr Euch zu ihm drängt, daß ihr die Trennung, die das Geschick über uns und ihn ausgesprochen hat, nicht gelten lassen wollt, das ist, was mich vor Unmuth aus mir selber treibt, denn ich fühls im tiefsten Innern, daß die Vergeltung dafür über uns kommt. Von dem Unseligen, der von früh auf das Gefühl der Entwürdigung in uns geworfen und den Haß bis zum Uebermaß dafür in mir wach gerufen hat, von ihm werden wir uns los zu machen wissen. Aber er selbst wird noch einmal in unser Leben greifen, hohnlachend, vernichtend! Wir konnten ihn meiden — thun wir es nicht, so wird er Verderben bringend über uns triumphiren! Freund, ich bitte Dich, ich weiß nicht, was für ein Geist über mich kommt, wenn ich mir diesen Mann als den Zerstörer Eures Glücks denke! Eine Wuth, ein Rachegefühl ist's, daß sich schon jetzt zu — Wortgedanken fortreibt! Ich kann mich bezwingen, lange bezwingen, wo man mir aber antastet was ich liebe, da — ich weiß es — gibts für mich keine Rücksicht, kein Gesetz, keine Besinnung! Doch, was reb' ich von mir und was liegt an mir! Ihr seht es, Du und Malvina, um die mich eine finstere Ahnung erfaßt, die mir die Sinne im Wirbel treibt. Schreibt meinemwegen an den Mann, wenn ihr Euch doch mit ihm abgeben müßt, aber geht nicht selbst zu ihm!“

So ging es fort, immer von Neuem, mit leidenschaftlichem Einfluß, so daß seine Bangigkeit vor dieser Fahrt anfing, sich mir mitzutheilen. Ich versprach Aufschub, Ueberlegung und schickte ihn zu Bett. War ich dann allein, so fehrte mir die ruhige Betrachtung wieder und ich wies die wunderlichen Ahnungen und phantastischen Stürme im Gemüth meines jungen Freundes in das Gebiet der Thorheiten zurück.

Eines Morgens, als wir uns um den Frühstückstisch sammelten, erklärte Malvina, sie möge die Fahrt nach Gothenwick nicht länger verschieben. „Nicht wahr“, wendete sie sich zu mir, „Du bist gültig und begleitest mich heut noch hinaus? Ich komme nicht zum letzten reinen Genuß meines Glückes, ehe dieser Schritt gethan ist. Haben wir die schwere Stunde hinter uns, dann wird kein Schatten eines Zwistens mehr zwischen uns sein. Ich bin entschlossen heut Nachmittag den Besuch zu machen.“

Mir war Malvina's entschiedenes Auftreten willkommen. Zugleich aber bemerkte ich, wie Harald's Augenbrauen zuckten und seine Faust sich heimlich ballte. Allein statt eines Widerspruchs, den ich erwartete, sagte er ruhig und fest: „Ich werde Euch begleiten.“

Anders hatte ich es nicht erwartet und ablehnen konnte ich ihn auch nicht, wenn ich nicht neuen nutzlosen Streit hervorufen wollte, aber lieb war mir seine Begleitung diesmal freilich nicht. Er hatte einmal etwas in meine Seele geworfen, was sich jetzt gegen ihn selbst wendete. Wenn uns irgend eine Verwirrung auf dieser Fahrt bevorstand, so war es eben seine Leidenschaftlichkeit bei einer möglichen Begegnung mit dem Freiherrn, die mir Sorge machte. Doch ich suchte sie zu unterdrücken und gab mich der glücklichen Stimmung hin, mit der die Nähe des lieben Mädchens mich erfüllte.

Gleich nach Tische bestiegen wir den Wagen, gefolgt von den Segenswünschen der mütterlichen Freundin, bei der wir Abends wieder einzutreffen hofften. Der Weg nach Gothenwick war bei dem weichen Schneewetter grundlos und hielt uns länger auf, als wir erwartet hatten. Oft lief der Wagen Gefahr in den Löchern der Landstraße unzufrieden. Wir hatten unsern Scherz darüber — suchte ich doch Alles hervor, was unsere gute Laune auf der Höhe halten konnte — und Malvina schmiegte sich an meine Seite und legte den Kopf an meine Schulter, als fühlte sie sich so gesichert gegen alle Fährlichkeiten. Als wir um die vierte Nachmittagsstunde in Gothenwick anlangten, war die Dämmerung schon herabgesunken.

Mir war es, als erblickte ich eine Gestalt vom Strande zu den Dünen heraufschreiten. Sie blieb stehen, so schien mir und trat darauf in der Nähe von Peter Matthesen's Hause in den Wald. Ich achtete nur wenig darauf. Ein Dorfbewohner mochte auch um diese Zeit noch am Strande zu thun haben. Das Herdfeuer der Fischerfamilie blickte uns aus den kleinen Fenstern entgegen. Sollten wir am Hause unserer Freunde vorüber fahren? Malvina hatte zwar gewünscht, erst wenn wir vom Herrenhause zurückkämen, hier vorzusprechen, allein, daß es sich von selbst verstand zuerst bei Peter Matthesen abzustiegen, gab uns der Kutscher zu erkennen, der ohne Weiteres vorfuhr und hielt. Und schon wurde der Wagenschlag von Hans und seinen Brüdern aufgerissen und wir mit treuerzigem Willkommen empfangen. Wir traten ein und meine Freunde den alten Fischer

wieder zu sehen, erhobte vom Gefühl meines Glückes, war so groß, daß ich ihm um den Hals fiel, während Malvina die Mutter Matthesen umarmte. Wir stellten uns als Brautleute vor und die ganze Familie nahm den freudigsten Antheil. Vor der Thür den Platz am Herd nicht ablehnen und während die Uebrigen uns herum standen, begann Peter Matthesen mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Na, nu also, da das denn nu so gekommen ist, wie wir Alle es gewünscht haben, so muß ich Ihnen sagen, Fräulein Malvina, daß Sie einen guten Mann kriegen, und Sie, Peter Doctor, kriegen eine rechtshafte Frau. Denn das ist kein Kleinigkeit, was das Fräulein hier in den Herrenhause ausgehalten hat und hat sich eines Mannes angenommen, der für alle Güte und Sorge sie nur verschmäht und mißhandelt hat. Dafür hat sie sich einen Gotteslohn verdient, und einen braven Mann zu kriegen, das ist schon wie ein Handschlag, daß sie von nun an ein glückliches Leben führen wird. Und es ist schön, daß sie auch dabei noch an den Mann im Herrenhause denkt, der nicht um sie verdient hat, und kommt Abschied zu nehmen von seiner Schwelle.“

„Von seiner Schwelle?“ fuhr Harald plötzlich auf, bis dahin finster und mit verschränkten Armen in das Herdfeuer gestarrt hatte. „Was darf jener Mann hier noch sein nennen? Schmachvoll ist es, ihm den Lohn zu lassen, als gehöre ihm das Dach, die Schwelle, die Scholle nur, auf die er tritt, ihm, der für all seine Bosheit noch von der Güte unserer zweiten Mutter gehalten wird! Wäre er ein achtungswerther Mann, man ließe ihn fern dem Irthum, hier auf seinem Eigen zu leben, allein er hat es nicht um uns verdient, daß von Schonung oder Rücksicht fern noch die Rede sei. Er durfte uns nicht von seiner Schwelle wegschicken, denn sie gehört ihm nicht! Malvina betritt seine Schwelle nicht, wenn sie in jenes Haus geht. Aber es ist ein Schritt zu dem bittersten Feinde ihres Lebens, der sich auf fremdem Besitz eingenistet hat, der selbst keine Annäherung will, ja dessen Veröhnung selbst, wenn er sie erblickte, zum Fluch werden müßte!“

In diesem Augenblicke machte sich draußen vor dem Fenstere ein Knistern und Rascheln vernehmlich, eine Scheibe wurde eingedrückt und der Hund schlug mit gellendem Geffäss an. Er schien jemand zu verfolgen, denn das Bellen verscholl bald in der Ferne. Die jungen Fischer gingen hinaus, zu sehen was es gebe. Wir Andern aber schwiegen, Harald's Worte hatten uns peinlich berührt. Malvina's Augen waren feucht. Peter Matthesen hatte den Faden seiner Rede verloren, drehte an seiner Peife und brachte nur die abgerissenen Sätze hervor: „Wahr ist's. Aber wer die rechte Liebe hat, der macht viel gut. Wer hassen muß, dem kann man's auch nicht verdenken. Aber Mancher vermag viel.“

Ich machte zum Aufbruch. Wir verabschiedeten uns. Harald blieb bei den Fischersleuten. Malvina und ich fuhren nach dem Herrenhause.

Der alte Kastellan freute sich unserer Ankunft und öffnete den sogenannten Speisesaal. Der Freiherr sei ausgegangen, sagte er, werde aber bald zurückkehren, da seine Spazierwege immer nur nach dem Strande gingen und die Stunde, wo er nach Hause zu kommen pflege, eigentlich schon vorüber sei. Wir kam dabei jene Gestalt, die ich auf der Düne gesehen, zuerst wieder in's Gedächtniß und indem ich sie mit dem zerbrochenen Fenster im Fischerhause in Verbindung brachte, durchslog mich eine unbehagliche Vermuthung.

So stand ich mit meiner Braut in dem kalten, unfreundlichen Raume, den man im Hause den Speisesaal nannte. Malvina's Blicke streiften die kahlen Wände, den unwohnlichen Hausrath und, ihre Arme um meinen Hals schlingend, sagte sie: „Ihr hattet Recht! Ich könnte nicht wieder hier leben, ohne zu zweifeln und zu Grunde zu gehen! O wie danke ich Euch! Wie dank ich Dir, Du Geliebter!“

Da hörten wir über uns starke Tritte. Der Freiherr mußte in seinem Zimmer sein. Gleich darauf trat der Kastellan ein, um es zu bestätigen. Wir seien gemeldet, der Freiherr werde gleich kommen. Noch einmal umarmte mich Malvina, sie fühlte, daß die nächsten Minuten nur Demüthigung und Schmerz bringen würden.

Der Freiherr trat ein. Sein Antlitz war noch verdrörter als sonst, fast verzerrt, die Augen trotz ihrer lauernden Verstecktheit mit stehenden Blicken auf uns gerichtet.

„Herr Freiherr“, begann ich, „Sie sehen in uns ein paar glücklich Verlobte, die sich Ihnen zu präsentiren wünschen. Meine Braut hat Jahre lang Ihrem Hause angehört.“

„Meinem Hause?“ unterbrach er mich. „Ich habe kein Haus, ich bin hier nur zu Gast. Sie war die Herrin.“

Ich erschrak über den heiseren, vor innerer Aufregung fast tonlosen Klang seiner Stimme und zugleich entnahm ich seinen Worten die unglückliche Gewißheit, daß er am Fenster des Fischerhauses gelauscht habe. Es schien mir am Besten, seine Wendung unberücksichtigt zu lassen.

„Es war dieses Haus, worin ich meine Braut zuerst sah“, fuhr ich fort, „und Ihre Gesellschaft, Herr Freiherr, in der ich Malvina kennen lernte; es versteht sich von selbst, daß wir uns auch Ihren Glückwunsch hollen wollen.“

„Daß hier nichts zu holen ist, wissen Sie!“ rief er. „Ich aber weiß, daß Alles wieder ein abgekarteter Plan war. Nicht als Arzt sind Sie in dies Haus gekommen, sondern zum Stellbischen mit der Dirne da!“

„Das ging mir zu weit.“ „Herr!“ fuhr ich auf, „über mich mögen Sie denken wie Sie wollen, aber meine Braut werden Sie mit einem achtungsvolleren Namen nennen! Wehe Ihnen, wenn Sie ihre Ehre antastan!“

„Ehre? In diesem Hause Ehre? Hahaha!“ lachte er. „Hier handelt sich's nur um Verrath, Ehrlosigkeit, Haß und Rache! Wollen Sie sie heirathen, was geht es mich an?“

Ich weiß nicht zu welcher gereizten Entgegnung ich mich hätte fortreiben lassen, wenn ich nicht Malvina's bebenden Arm gefühlt hätte, der sich in den meinigen legte und mich hinweg zu führen strebte. Und es galt, die Fassung zu erhalten, denn die Thür öffnete sich und — Harald trat ein.

„Recht so, da ist der auch!“ rief der Freiherr, „und nun seid Ihr drei versammelt, um mich von dieser Schwelle zu jagen, aus diesen Mauern, die ich nur als ein geduldeteter Bettler, als ein Feind in Ketten bewohne! O, man hat diese Nachricht mir mit raffinierter Bosheit aufgespart — aber sie findet mich gerüstet.“

„Ich komme nur um ein Unrecht einzugehen“, sagte Harald mit Ruhe und so reiner Offenheit, daß ich erleichtert aufathmete. „Als jenes Fenster im Fischerhause klirrte“, fuhr er fort, kam mir die Ueberzeugung, daß Sie uns draußen belauscht hatten. Ich habe ein unedles Wort gesprochen — Verzeihung kann ich nicht verlangen — genug, daß ich mich selbst anklage.“

„Ah! Spielen wir Komödie?“ höhnte der Freiherr. „Gut, ich weiß den Fortgang! Einen, der Dir ähnlich sah, wußte meine Kugel zu treffen. Du kannst Rache haben, wenn Deine Hand sicher ist. Hier wähle!“ Mit diesen Worten zog er zwei Pistolen hervor und bot sie Harald entgegen.



Ein leiser Schrei entwand sich Malvina's Brust. Ich wollte springen — schon aber hatte Harald dem Freiherrn beide Pistolen entrissen und schleuderte sie durch das geschlossene Fenster, daß die Scheibensplitter klirrend umherflogen.

„Auch das nicht einmal?“ schrie der Freiherr; „und dieses Mitleid soll ich ewig sehen?“ Mit dem Wuthschrei eines wilden Thieres stürzte er, die geballte Faust schwingend, auf Harald los. Ich sprang dazwischen. Der Faustschlag traf meine Schulter.

Harald, dies erblickend, that einen Schritt gegen den Freiherrn, aber wie wild auch Zorn und Wuth ihn durchzuckten, er beschränkte sich noch. Als Malvina Harald's aufsteigende Erregung sah, flog auch sie herbei, stellte sich vor den Freiherrn und streckte sich lebend und abwehrend dem Bruder die Arme entgegen. Der Freiherr aber packte das bebende Mädchen und warf es bei Seite.

Malvina taumelte bis in die Mitte des Zimmers, wo sie zu Boden fiel. Während ich sie aufhob, die halb Ohnmächtige auf einen Stuhl niederließ und um sie beschäftigt war, vernahm ich nur die Hälfte den Sturm, der von des Freiherrn Munde tobte. Was aber hörte, waren entsetzliche Worte, Rufe des Zorns und Beschuldigungen. Lange hatte Harald standhaft an sich gehalten, obgleich die furchtbare Bewegung wie ein Krampf in ihm emporwühlte. Er mochte fühlen, daß sein Feind ihn herausfordern wollte, ihn zwingen wollte zu Thätlichkeiten, die unter seiner Würde waren und dies Gefühl legte einen Bann über die Aufregung eines ganzen Lebens, ließ selbst bei den abschlechtesten Beleidigungen des Gegners jedes unedle Wort auf seinen Lippen erstarren. Allein es kam der Moment, wo auch die gewaltsam erzwungene Zurückhaltung zu Ende ging.

Denn mit einem Rucke stürzte sich der Freiherr noch einmal auf ihn, faßte ihn bei der Brust und schrie: „Du sollst, Du mußt den Kampf mit mir bestehen! Wenn nicht mit Waffen, so wirst Du ringen mit mir auf Leben und Tod, denn nur Vernichtung gibt es für uns Beide!“

Mit rascher Bewegung machte sich Harald von der Hand frei, die sich gegen seine Brust krallte und schleuderte den Gegner von sich. „Hinweg von mir!“ rief er. „Was hab ich mit Dir zu schaffen. Daß ich Dich gefaßt, mit der heißesten Blut meiner Seele gefaßt habe, bekenn' ich, aber ich bereue es jetzt, denn ich hätte Dich nur beneiden sollen. Zum Verbrechen an Dir wirst Du mich nicht zwingen, denn mir schaubert davor, mich vor mir selber und Allem, was menschlich in mir ist, zu erniedrigen. Wir haben nichts an einander zu rächen, das Bild der Frau, welche Du gekränkt hast, drängt mich hinweg von Dir!“

Harald schritt der Thüre entgegen. Plötzlich aber wendete er sich, und als er Malvina, bleich und von meinen Armen gestützt, einer Todten gleich, sitzen sah, eilte er auf uns zu, sank vor der Schwester nieder und barg sein glühendes Antlitz in ihren Händen. Da vernahm ich eine hastige Bewegung im Zimmer, ein Murren gegen den Tisch warf das Licht um. Es erfolgte und wir waren im Finstern.

Ich rief nach Licht, da ich meine Braut nicht verlassen konnte. Der Kaffellan kam, zitternd und bebend, wagte kaum eine Frage über das, was vorgefallen, und zündete das Licht an. Wir sahen uns um — der Freiherr war nicht mehr im Zimmer. Ich befaß, der Kutscher solle sich zur Heimfahrt bereit machen. Allein wir sollten noch nicht fort kommen. Malvina erholte sich zwar, verfiel aber in ein krampfartiges Weinen, das ihren zarten Körper schüttelte, und als dies vorüber war, erschreckte mich ein fieberhafter Frost an ihr. Ich ließ einen erwärmenden Thee bereiten und so verging eine halbe Stunde, ohne daß wir die Anglückschwelle verlassen konnten. Auf Harald lastete das Entsetzliche der Situation, die wir durchlebt hatten, nicht minder schwer. Wertlos half er mir um Malvina, durchmaß in Hast und mit lautathmender Brust das Zimmer, und warf sich dann in einen Sessel am Tisch, den Kopf auf die Hand stützend. Endlich waren wir bereit zur Abfahrt. Ich hatte meine Braut schon am Arme, um sie zum Wagen zu führen.

Da stürzte Hans Matthesen herein, gefolgt von dem Kaffellan und dessen Frau, mit der Nachricht, der Freiherr sei allein in die See hinaus gefahren. Er habe ein Boot am Strande gefaßt, es mit aller Kräfteanstrengung in die Brandung gezogen, und habe sich in dieser stürmischen Nacht den Wellen preisgegeben. Ein Dorfbesorger, der es, seinen Augen kaum trauend, beobachtet, sei nur eben mit der Nachricht gekommen.

Aufrecht und fest stand Harald plötzlich da. Er athmete auf, als hätte er aus einer tief beängstigenden innern Verwirrung mit einemmal einen Ausweg gefunden. „Fort! ihm nach!“ rief er, und eilte auf die Thür zu.

Aber Malvina, der jetzt die Kräfte wieder fehlte, flog auf ihn zu und hielt ihn mit beiden Armen fest. „Harald!“ rief sie, „bleib bei uns! Nicht auf's Meer! In dieser Nacht nicht! Harald — um Gotteswillen, jetzt nicht in die stürmische See hinaus!“

„Laßt mich!“ rief Harald. „Es ist ein Menschenleben in Gefahr! Gleichviel welches. Und ich hab' Etwas zu fühlen!“ Mit diesen Worten riß er sich los und verschwand unseren Blicken.

Malvina war in Verzweiflung. Bald trieb sie mich, ihm zu folgen, ihn zu retten, bald klammerte sie sich an mich und beschwor mich, zu bleiben. Endlich half mein Zureden und sie ließ sich darenin, daß ich dem Bruder nacheilte, um am Strande einer möglichen Tollthatigkeit vorzubeugen. Ich ließ sie in der Obhut der beiden alten Leute und machte mich auf den Weg.

Von der Düne herab erkannte ich am Strande bereits lebhafteste Bewegung. Brennende Kienspähne, die man als Fackeln angezündet, wirten durcheinander und zeigten die männlichen Bewohner des Dorfes theils versammelt, theils auf dem Wege nach den Booten. Aber sie waren, wie ich, zu spät gekommen. Schon hatte auch Harald sich eines Bootes bemächtigt und ruderte in die See hinaus. Noch sah ich ihn, noch rief ich ihm nach — dann verschwand er meinen Augen. Da ergriß mich eine Angst um ihn, zugleich aber der Entschluß, nicht müßig zuzusehen. „Wer hat Muth, ihnen nachzusetzen?“ rief ich — „wer kommt mit mir?“

Die drei Brüder Matthesen waren schon bei einem Boote, ich sprang zu ihnen hinein. Die ganze Fischerjugend rüstete sich, auch ältere Männer wollten nicht zurück bleiben. Eine Flotte von Booten folgte dem unsrigen. Immer ferner schwand der Fackelschein am Strande, die Schneeflocken rieselten auf uns nieder, und der Wellenschaum peitschte in eiskalten Stößen unsere Stirnen. Durch das Geräusch der Wellen vernahmen wir den dumpfen Ton der Ruder von den benachbarten Booten, deren keins wir mehr in der Dunkelheit erkannten. Mit der Zeit aber gewöhnte sich das Auge an den scheinbar lichtleeren Raum und lernte unterscheiden. Nicht weit von uns schwannte etwas Dunkles auf den Wellen, bald erkannten wir ein Boot, aber es war keins von unserer kleinen Flotte, denn man antwortete unserem Rufen nicht. Wir arbeiteten näher. Es entschloß uns nicht, es schien von den Wellen nur getrieben zu werden. Endlich hatten wir es erreicht, erfaßten es — aber ach! es war leer.

Ich schauderte. War es des Freiherrn, war es Harald's Boot? Welch ein Jammer, wenn wir zu dir, arme Malvina,

heimkehren mußten, ohne den geliebten Bruder! Ober gar — ich wagte den Gedanken nicht auszubenden. Doch wir wollten nicht ermüden im Suchen und Forschen.

Die Stunden vergingen, scharfer wehte der Nachtwind, wir kreuzten hin und her, wir hatten die übrigen Boote längst aus den Augen verloren, unser Rufen war vergeblich. Unsere Kraft begann sich zu erschöpfen. Wir schwiegen und fuhrten fruchtlos umherstehend über die Wellen.

Lange Zeit verging. Da vernahmen wir den Zuruf aus einem Boote ganz in der Nähe. Man hatte uns erkannt. „Wie stehts? Was bringt Ihr?“ riefen wir hinüber. „Wir haben ihn!“ Klang die Antwort. „Wen habt Ihr?“

„Den Freiherrn! Er ist todt.“ Wir waren mit den Freunden Vorb an Bord gekommen. Sie hatten die Leiche des Freiherrn bei sich. Ich wagte kaum weiter zu fragen.

„Die Andern haben wir wieder verloren, sagte einer der Fischer. Sie sind dem Harald nach.“ „Haben sie ihn gefunden? Gesehen?“

„Ja, wir kamen dazu, wir und die Andern, wie des Harald's Boot mit dem des Freiherrn zusammen stieß. Der Freiherr sprang in's Wasser, wie er's sah. Der Harald gleich ihm nach, um ihn zu retten. Wir waren bald da, aber in der Finsterniß sahen wir nicht den Einen und nicht den Andern. Eine halbe Stunde währte es, da triegen wir was zu fassen. Der Harald ist's nicht. Möglich, daß die Andern ihn bringen. Man kann in dem Wetter nicht sicher besammeln halten.“

Die Möglichkeit, den Freund lebend zu sehen, war noch da und doch kämpfte ich mit einer namenlosen Bangniß. All meine Gefellen erklärten, daß es nutzlos sei, weiter umher zu kreuzen. Entweder die übrigen Boote brächten den Gesuchten an's Land, oder — die braven Burschen sprachen nichts weiter.

So wendeten wir uns wieder dem Strande zu, dessen Fackeln wie hüpfende Punkte uns leuchteten. Je näher wir kamen, desto mehr Boote sammelten sich. Man rief einander zu, man fragte, wir glaubten frohlockend die Nachricht zu hören, Harald sei lebend unter den Genossen. Endlich landeten wir. Furchtbare Enttäuschung! Man brachte zwei leere Boote mit zurück. Die Leiche des Freiherrn hatte man gefunden — wo war Harald?

Da standen wir, heimgekehrt von der nächtlichen Fahrt wieder am Strande, und blickten noch einmal über die grauenvolle schwarze Fläche des Meeres, hoffnungslos, von unbeschreiblichen Schmerz erfüllt! —

Ich gebe es auf, die folgende Nacht zu schildern. Genug, ich trat den Weg zum Herrenhause an, hinter mir her die Träger mit der Leiche des Freiherrn. Wir fuhrten nicht nach der Stadt zurück. Ich hatte am Lager meiner Braut zu wachen. Ein Boote mußte an Virginia Jessenius gesendet werden — es war ihr nicht zu ersparen. Die mütterliche Freundin erschien am Morgen darauf. Sie zeigte sich trotz ihres Schmerzes äußerlich gefaßt und nahm als Herrin zum erstenmale auf diesem Besitzthum die Zügel des Hauses in die Hand. Wir mußten uns auf einen längeren Aufenthalt bereiten, denn Malvina lag im Fieber.

Gegen Mittag ließ mich Peter Matthesen hinaus rufen. Er brachte die Nachricht, daß bei einem zwei Meilen entfernten Dünenorte die Wellen heute früh den Leichnam eines jungen Mannes an's Land gespült hätten. Ich ließ unverzüglich anspannen, um dahin zu fahren. Der alte Fischer setzte sich zu mir in den Wagen. Nicht zwei Monate war es her, seit er seinen jüngsten Sohn leblos in seine Hütte getragen, und wir wußten wen wir heute heimbringen würden.

Es war, wie wir vermuthet. In einem Fischerhause fanden wir die entseelte Hülle unseres Harald. Ich verjämte keinen Belebungsversuch, obgleich ich ihn als vergeblich vorausfaß. Der Tod spottete meiner Kunst. Es war auch mir ein furchtbarer Schlag, diesen Jüngling in der Blüthe seiner Lebenskraft dahingerafft zu sehen. Ueber Peter Matthesen's Wange rann eine Thräne und die fremden Fischer standen traurig um das neue Opfer des tobbringenden Elementes herum. Abends kehrten wir mit Harald's Leiche nach Gothenwief zurück. Sie wurde im Saale neben der des Freiherrn niedergelegt. Ich konnte die Mahnung, die Harald noch gestern so dringend ausgesprochen, die Mahnung, nicht nach Gothenwief zu fahren, nicht aus den Gedanken bekommen. Er war dem Verhängniß, das sein Gemüth dunkel abend vorausfaß, anheim gefallen — ach, und es stand noch ein anderes Leben auf dem Spiele!

Wir zitterten auch um Malvina. Sie war sehr krank. Niemand hatte ihr gesagt, was vorgefallen, in den lichten Momenten ihres Fiebers aber sprach sie aus, was geschehen, als könnte es nicht anders sein. —

Einige Tage darauf bewegte sich ein Leichenzug nach dem Begräbnisplatze. Des Freiherrn und Harald's Särge wurden von den Fischern getragen. Dem alten Pfarrer hatte ich den Wagen geschickt, um ihm den Weg zu ersparen. Groß war die Trauer des ganzen Dorfes, denn Alt und Jung hatten Harald sehr geliebt. Die Familie Matthesen beklagte ihn als einen der Ihrigen. Und so stand ich wieder, wie am Tage, da ich diesen Strand zuerst betreten, auf dem Dünenkirchhofe, um heute selbst zwei Hingeshiedene zu bestatten, und dachte der Erlebnisse, die sich in eine so kurze Spanne Zeit zusammengedrängt hatten. Was sich im Leben so bitter gefaßt, hier lag es in Frieden unter dem Sande beisammen, und auch was eng verbunden gewesen, Harald und sein Freund Jonas, hier fand es sich früher, als die schönen Lebenshoffnungen der Jugend es erwarteten. Als der Pfarrer den letzten Segen gesprochen, ward es still. Ein melancholisches Rauschen kam herab aus der Krone der alten Kiefer. Sie hatte solcher Dinge viel gesehen und summte immer wieder ihr tiefes altes Klagelied. —

Was in den nächsten vier Wochen um mich her vorging, weiß ich nicht. Ich lebte Tag und Nacht, unterstützt von Virginia, am Krankenlager meiner Braut. Die Krankheit, deren erste Spuren ich bei Malvina schon früher erkannt hatte, kam mit entsetzlicher Schnelle zum Ausbruch. Wir konnten nicht daran denken, das bequemere Haus der Freundin aufzusuchen, und mußten uns unter den Schauern eines frühen Winters draußen einrichten. Doch waren bei der Nähe der Stadt Hilfsquellen bald zu erreichen, und das bis dahin öde Haus zu Gothenwief hatte seit Menschenaltern nicht so viel geschäftiges Treiben erlebt, als in diesen Tagen des Schreckens und der Trübsal.

Wenn ich jemals mein Können und Wissen, meine Kraft und Ausdauer zusammenfaßte, so war es hier für das geliebte Leben Malvina's. Und doch, ich sah meine Anstrengungen scheitern, ich rief andere Kräfte aus der Stadt zu Hilfe, ich sah sie die Achseln zucken, und endlich kniete ich wie zerbrochen an Leib und Seele am Todesbette meiner Braut.

Ich vermag keine Schilderung der nächstfolgenden Tage zu geben. Wir begruben auch diese theuren Reste unter der alten Kiefer, an der Seite Harald's. Noch lange nachdem der erste

Schmerz sich leidenschaftlich Bahn gebrochen, lag es auf mir wie ein dummer Bann, der mich und meine Gedanken festhielt an der Stätte, wo ich Alles begraben, was ich geliebt hatte. Ein finsterner entsetzlicher Groll mit dem Geschick, daß so viel Schönes und Herrliches zu Grunde gehen mußte, erfüllte mich und stülzte mir Widerwillen gegen das Leben selbst ein. Nur allmählig wollte diese krankhafte Stimmung sich überwinden lassen. Wohlmeinende Freunde riefen mir eine längere Reise anzutreten, allein ich fand Trost und Ruhe, wo ich sie von da ab immer fand, in strenger Arbeit und Erfüllung jeder ersten Lebenspflicht.

Fünzig Jahre sind seit diesen Ereignissen vergangen. Ich habe Trübes und Frohes erlebt, ich habe auch gelernt wieder glücklich zu fühlen, und doch stehen die Gestalten jener Zeit als geliebte Schatten immer an meinem Lebenswege und werden mich bis zum letzten Augenblicke begleiten. Ich füge nur noch wenig hinzu.

Virginia Jessenius blieb mir eine mütterliche Freundin, und der kleine Dünenfriedhof zu Gothenwief war der Ort, wo unsere Gedanken sich vereinigten. Ein schöner Denkstein, umgeben von Birken und Weiden, bezeichet die Stätte, wo der Sand unsere Lieben deckt. Virginia nahm jeden Sommer auf einige Zeit Wohnung in Gothenwief, und zwar richtete sie sich in einem der Fischerhäuschen ein. Als sie starb machte sie aus ihrem nicht unbedeutlichen Vermögen Stipendien für arme Studierende der Philologie.

Ihr noch viele Sommer wiederholter Aufenthalt in Gothenwief veranlaßte manche Familien zur Nachfolge, und so wurde aus dem einsamen Dünenorte mit der Zeit ein kleiner Badeort. Da das alte, längst baufällige Herrenhaus eines Tages zum Theil zusammensank, wurde es auf den Abbruch verkauft, und an seiner Stelle steht ein hübsches Wohnhaus, das der wackere Hans Matthesen für seine Sommergäste erbaut hat. An schönen blauen Tagen sieht man hier weit über die See, oder sucht Erquickung und neues Leben in den schimmernden Wellen. So hat die Cultur angefangen auch diese Einsamkeit zu erobern. Manche Besucher wissen auch von den kummervollen Ereignissen, die hier einst gespielt haben, und gehen hierauf zum Friedhofe, um auf dem Denksteine die Namen Harald und Malvina zu lesen. Und die alte Kiefer steht noch heute, hebt ihre Krone hoch über alle Bäume des Waldes und schaut hinaus über Dünen und Meer und läßt immer noch ihr melancholisches Rauschen ertönen. Es klingt wie ein Klagelied, und doch wächst ihre Krone von Jahr zu Jahr, und neues Leben sproßt unendlich um sie her.

E n d e.

### Anekdoten von Kaffee und Kaffeetrinkern.

Horaz sagt in seinem Buche „über die Dichtkunst“, daß der Poet, und Brillat-Savarin in seinem „über die Physiologie des Geschmacks“, daß der „rötisseur“ geboren werde. Rötisseur — unübersetzbares Wort, das sich nur umschreiben läßt: „man kann wol das Kochen, aber nicht das Braten lernen“. Was bleibt uns nun vom Kaffee zu sagen, dessen Bereitung gleichfalls eine von jenen Geheimnissen ist, eine Inspiration der Natur, Einigen gegeben, Andern verlag? Nicht einmal der Sinn dafür ist gleichmäßig vertheilt; Einer aus Zehnen kaum weiß den Unterschied zwischen gutem und schlechtem Kaffee. „Der vernünftige Mann, welcher eine Schale Kaffee geleert hat, kennt allein die Wahrheit“ sagt der Araber. Dort in Arabien wird die Zubereitung des Kaffees dem ältesten und geachteten Mitgliede der Gesellschaft übertragen, in Persien ist sie eine Ehrenpflicht, die dem Herrn des Hauses vorbehalten bleibt. „Der Kaffee“, sagt der Perser, „ist unser Gold, das Getränk der Kinder Gottes, das Wasser, welches unsere Sorgen fortspült, das Feuer, welches unsere Schmerzen verzehret.“ Der Türke nennt den Kaffee „die Bohne der Liebe, das Gebräu des Himmels, die Seligkeit des Paradieses“; und wenn ein Türke sich verheirathet, so legt er das Gelübde ab, der Frau, die er gewählt, niemals den Kaffee fehlen zu lassen.

Aus dem Osten der Welt kam uns die Sonne, die Cultur und der Kaffee. Nicht das erstere, aber den Kaffee brachten uns die Türken, und den ersten Kaffee trank man in Wien. Es war im Jahre 1683, dem Jahre der Türken und des tapfern Sobieski. Keiner von seinen polnischen Soldaten hatte sich mehr ausgezeichnet, als der brave Kulcicky. Er allein hatte einen ganzen Haufen Muselmänner in die Flucht geschlagen, er ganz allein bemächtigte sich eines ihrer Zelte und fand darin ein Paar Säcke voll Kaffeebohnen, welche die Söhne des Propheten zurückgelassen hatten. Als nach gewonnener Schlacht und glücklicher Entsetzung Wiens der Kaiser den Polen aufforderte, sich eine Belohnung auszubitten, da war Alles, was der bescheidene Held verlangte, die Erlaubniß, seinen erbeuteten Kaffee in Wien verkaufen zu dürfen. Aber Bescheidenheit trägt zuweilen gute Früchte. Der Besieger der Türken ward Kaffeewirth und Millionär, und obendrein beschloß die Municipalität der dankbaren Hauptstadt, daß die Wüste des glorreichen Soldaten, der ihnen die Freiheit und den Kaffee gegeben, alle Kaffeekäuser schmücken soll, welche fortan eröffnet wurden. Das „Café Kulcicky“ besteht heute noch, es ist das Rendezvous aller Polen, die sich in Wien aufhalten.

Unter den gekrönten Häuptern, welche dem Kaffee am frühesten Ehre anthaten, ist Ludwig XV. zu nennen. Er und Voltaire bereiteten sich ihren Kaffee selber, und bald waren Kaffeemühlen und Kaffeemaschinen in den Händen aller Herzoginnen und Schöngeister von Paris. Diderot dagegen erhielt von seiner guten „Madame“ an jedem Morgen 9 Sous, damit er in ein Kaffeehaus gehe. Der Philosoph ging in das Kaffeehaus de la Regence und machte dort die Bekanntschaft eines wunderlichen Menschen, Namens Rameau, der, zugleich ein Narr und ein Weiser, in die Tonne des Diogenes zurücktrat, wenn er von der Wahheit des Lucull zurückkehrte, — fand ein absonderliches Gefallen an ihm und schrieb seine Unterhaltungen mit ihm auf — zum Glück für Brachvogel, der ohne den Kaffee und Diderot wahrscheinlich seinen „Marzipan“ nicht geschrieben haben würde.

Charles Nodier, der geistreiche Erzähler und passionirte Bücherfreund, welcher so viel Bücher geschrieben hat, daß es ihm damit geht, wie weiland dem Professor, welcher seine eigenen Kinder nicht kannte, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, — Charles Nodier, sage ich, ging auf den Spuren Nodier's, unter den Linden des Palais Royal und setzte sich vielfach auf dieselbe Bank, auf welcher damals der Neffe Rameau's gesessen hatte. Aber heute sah ein ganz anderer Mann darauf, das Gegentheil jenes Sonderlings in schmütziger Wäsche und mit ungekämmten Haaren; ein eleganter Herr, elegant gekleidet, elegant in Manieren und Bewegungen. Nodier knüpfte ein Gespräch an, man kam auf den Kaffee — und Charles Nodier, der die Bücher liebt, liebt den Kaffee nicht minder — man war eifrig, man discutirte die guten Eigenschaften der verschiedenen Sorten, die beste Art,



den Kaffee zu bereiten, man konnte sich nicht einigen, obwohl man inzwischen sich gegenseitig hatte achten lernen, und das Ende war eine Einladung des unbekanntem Herrn, der sich Mr. Antoine nannte. Charles Nodier nahm die Einladung an und begab sich am folgenden Tage zu seinem neuen Gastfreunde, um den Kaffee desselben zu versuchen. Mr. Antoine wohnte entzückend. Sein Haus war weiß, wie eine Lilie. Es lag in der Stille einer Vorstadt, unter Bäumen. Seine Zimmer, mit einem ausgefuchtem Geschmack meublirt, blickten auf einen lieblichen Garten, den eine prächtige Alkaze ganz mit ihrem Duft und Schattungen bedeckte. Zwei schöne Kagen spielten auf einem Rasenplätzchen in der Sonne, während eine possirliche Amsel in einem Käfig ihr lustiges Lied pfiff und zwei Tauben auf dem Dache friedlich gurrten. Charles Nodier war ganz bezaubert von der reizenden Wohnung seines neuen Freundes und von diesem selber, welcher sich immer angenehm, geistvoll, gut unterrichtet, obwohl ein wenig schüchtern zeigte.

Am andern Tage promenirte der Verfasser so vieler populär gewordener Romane und Novellen, Charles Nodier, mit einem sehr hochgestellten Beamten, einem Freunde, auf den Boulevards. Mr. Antoine ging zufällig vorüber und Nodier grüßte ihn mit auffallender Herzlichkeit.

— Sie kennen diesen Herrn? fragte der Beamte.  
— Seit gestern oder vorgestern; er ist einer der liebenswürdigsten Männer von Paris; er macht Musik, Verse, vortrefflichen Kaffee...  
— Und köpft die Leute! unterbrach ihn der Magistrat; es ist der Henker von Paris!

Der arme Nodier wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.  
— O! rief er, ich errathe jetzt; diese große Maschine, welche ich in dem Gewächshause gesehen habe, war die Guillotine!  
Länger als acht Tage war es ihm unmöglich, einen Tropfen Kaffee über die Lippen zu bringen; immer wenn er die Tasse an den Mund setzte, sah er seinen Freund Antoine und die große Maschine im Gewächshaus!...

Der Kaffee und die Guillotine — siehe da, wir haben noch eine kleine Anekdote darüber. Man weiß es, daß die Emigration von 1793 die eigentliche Crème der französischen Gesellschaft umschloß, Männer und Frauen in der Verbesserung aller Genüsse groß geworden, bis der Donner der Revolution sie weckte, tödtete oder verjagte. Unter denen, die der Guillotine entgingen, war kein größerer Gourmet, als der Marquis von Sabagnac, aus Perigord. Er war nach Deutschland geflüchtet, lebte in einer kleinen schwäbischen Stadt, deren Namen ich vergessen habe, und würde gewiß sehr unglücklich gewesen sein, wenn die Tochter seines Wirthes, ich glaube sie hieß Gretchen, nicht verstanden hätte, einen unvergleichlichen Kaffee zu machen. Eines Tages kam Sabagnac mit strahlendem Antlitz in sein bescheidenes Quartier: das Schreckensregiment war gestürzt, das Gefirnis Napoleon's war im Aufsteigen, die Emigranten dürften heimkehren. Schon sah der Marquis die Thürme seines Schlosses über die alten Kasernen emporragen und die schönen Boulevards von Perigord sich am Bratpfieß drehen in den großen Kaminen seiner Ahnen. Zwar mischte sich seiner Freude ein vorübergehendes Gefühl des Schmerzes oder des Zweifels bei. Wer wird dir künftig, fragte er sich, den guten Kaffee machen? Gretchen mitnehmen? dachte er — aber als was? Als Magd — dazu war sie doch zu gut geboren und erzogen... kurz, er rüftete sein Herz mit Festigkeit, trank noch in der letzten Stunde zwei Tassen Kaffee, umarmte seine braven Wirthsleute und reiste. In Stuttgart angelangt, forderte der Marquis Kaffee: er war abseheulich; in Karlsruhe ungenießbar; in Raftadt: grauhaft. Da trug es der edle Mann nicht länger: dort dümmerte schon der Rhein und drüben war das theure Vaterland... Aber was ist ein Vaterland ohne Kaffee?... Jetzt dachte er wieder an Gretchen und dachte fester: ich werde sie heirathen. Gedacht, gethan; er kehrte um, reiste, bis er das schwäbische Städtchen wieder erreicht, und hier bat er um Gretchen's Hand, die ihm gewährt ward. Mit dem blonden deutschen Gretchen, jetzt Marguerite von Sabagnac, überschritt er den Rhein wirklich, betrat Frankreich's Boden, grüßte das Schloß seiner Väter, und hier lebte er fortan sehr glücklich, den Entschluß niemals bereuend, der ihm zugleich Gretchen's Liebe und Gretchen's Kaffee gesichert.

Wir wissen es Alle aus unserem Meidinger, daß der Kaffee ein langsames Gift sei; man kann nämlich 80 Jahre dabei alt werden, lautet die geistreiche Lösung, welche jedoch nicht von Meidinger, sondern von Voltaire, glaube ich, herrührt. Nun, da war ein alter General, einer von den Haubeggen Napoleon's, welchen die Kugeln von Austerlitz und Waterloo verschont hatten; der starb zuletzt an Kaffee, das heißt aber nicht „durch den Kaffee“, wie wir sogleich sehen werden. Er war sehr alt geworden, der gute General, trotz seiner übergroßen Liebe zum Kaffee, von dem er täglich ich weiß nicht wie viele Tassen zu sich zu nehmen gewohnt war. Alte Kameraden mit greisen Schnauzbärten umgaben das Bett des Sterbenden, die Einen niedergeschlagen, wie am Abend nach einer verlorenen Schlacht, die Andern weinend wie die kleinen Kinder.

— Doctor, sagte er, ich glaube, daß ich meinen Freund bald wiedersehen werde, den Capitain Deschamps, den ich bei Lützen verlor.

Der Doctor erwiderte nichts.  
— Gut, sagte der General, so gießt mir Kaffee in meine Tasse, in meine schöne Tasse.

Sie war von seinem Sevres-Porzellan und mit einem Bilde des Kaisers geschmückt. Napoleon hatte sie ihm gegeben. Seit lange war dem Kranken der Kaffee nur selten und in ganz geringen Quantitäten erlaubt gewesen. Man gab ihm niemals mehr als bis an die Epauletten des großen Mannes; zuweilen, wenn die zitternde Hand eines von den alten Graubärdern ihn einfenkte, erreichte der Kaffee die Spitze der Nase. Als der alte Soldat jetzt an dieser Grenze Halt machen wollte, rief der General: „Nur vorwärts, Kamerad, du brauchst dich heute vor dem kleinen Hute nicht zu fürchten!“  
Dann ergriff er die Tasse und seinem Freunde zulächelnd, trank er langsam. Als er den letzten Tropfen getrunken, murmelte er: „Vortrefflicher Kaffee, nur ein wenig schwach!“  
Das war sein letztes Wort: gleich dem König von Thule war er todt.

[164] J. K.

**Jugendpreise.**

Im Jahre 1819 stiftete ein Franzose, Mr. de Montyon, jährliche Preise für besonders tugendhafte Handlungen. Schiedsrichter ist die Französische Akademie. Sie vertheilt durchschnittlich 18 Preise im Jahre, auf Grund gewissenhafter Memorialie, welche ihr aus allen Provinzen, meistens ohne Wissen der theilhaftigen Heiden und Heibinnen, zugesandt werden. Solcher

Memoriale erhält sie durchschnittlich 70 im Jahre. Also vom Jahre der Gründung bis heutzutage hat die Akademie mehr als 3000 Memorialie gelesen, mehr als 700 Preise vertheilt. Wenn sie ihre Entscheidungen getroffen hat — eine Entscheidung, welche ihr, wie sie in allen Berichten sagt, deshalb so schwer wird, weil ihr von den Vorgesetzten beinahe Jeder gleich preiswürdig erscheint — veröffentlicht sie eine Art Flugblätter, welche über jeden einzelnen Fall in streng thatsächlicher, schmuckloser Darstellung Bericht erstattet. Diese Listen werden durch das ganze Land verbreitet.

Ein Monsieur B. B. Demay hatte in neuester Zeit den glücklichen Gedanken, diese Listen zu sammeln und in einem Bande herauszugeben. Das Buch hat den Titel: „Les Fastes de la Vertu pauvre en France“, die Annalen der tugendhaften Armen in Frankreich. Es ist ein merkwürdiges Buch, eine statistische Kürze fast, zum tiefsten Herzen dringt.

Mr. Demay hat diejenigen in einer Gruppe vereinigt, welche noch Außerordentliches als die Anderen leisteten, die Vesten der Besten. Da sind die Muffet's, Mann und Frau, Salzieder aus Château Salins mit dem Beinamen: die zweite Vorsehung der Armen; David Lacroix, Fischer aus Dieppe, genannt der Erbhör, der hundertundsiebzehn Menschen aus Wasser und Feuer gerettet hat. Er besitzt das Kreuz der Ehrenlegion. Wittwe Gambon, Weingärtnerin aus Nanterre, genannt die Mutter der guten Hilfe; Suzanne Géral aus Florac, genannt der Engel der Gefängnisse etc. etc.

Im Frühling 1839 war der Canton Ar vom gelben Fieber heimgesucht. Dasselbe wüthete hauptsächlich in Brades. Die von der Seuche verschont blieben, weigerten sich, ihren kranken Nachbarn Hilfe zu leisten, denn es drohte ihnen beinahe sicherer Tod. Ein junges Mädchen, Madeleine Fort, schreckte vor der Gefahr nicht zurück. Im Laufe zehn schrecklicher Monate besuchte, tröstete und pflegte sie fünfhundert Unglückliche. Konnte sie dieselben nicht vom Tode erretten, so gab sie ihnen — was die Angehörigen nicht wagten — gab ihnen allein das Grabgeleit. Zwei barmherzige Schwestern wurden ihr zur Unterstützung gesandt; die eine von ihnen wurde bald dahingerafft, die andere lag krank. Der Pfarrer starb, ein Anderer erkrankte ihn. Allein auch dieser erkrankte; er sandte nach Madeleine. Das Lamm wartete den Hirten. Seine unseligen Tage sind längst vorüber, fragt aber heute ein Reisender nach Madeleine Fort's Wohnung, so wird man ihm antworten: Ah, Sie meinen unsere, barmherzige Schwester.

Suzanne Bichon ist nur eine Magd. Der Negeraufstand in St. Domingo stürzte ihre Herrschaft in die äußerste Armut, allein die treue Dienerin verließ sie nicht, arbeitete für sie Alle und sorgte für die Kinder. Als man ihr eine bessere einträgliche Stelle antrug, schlug sie das Anerbieten aus. „Nein“, sagte sie, „Ihr könnt mit Leichtigkeit eine andere Person finden; kann meine Herrschaft aber eine andere Dienerin bekommen?“ Ihre Herrin wollte selbst Dienste nehmen, aber Suzanne duldete es nicht; sie hätte Mittel und Ausichten, verschickte sie. In der That war all ihr Reichthum ihre Arbeitskraft, und ihre Hoffnung die ewige Vorsehung. Die Akademie krönte sie für fünfzehnjährige Diensttreue, Aufopferung und Herzensgröße.

Marguerite Monnier hat sich, sozusagen, einer Specialität gewidmet. Sie widmete Herz und Hände den Schwachen, den Ibioten. Als sie noch ein Kind war, erkor sie sich eine blinde Bettlerin zur Freundin, welche sie täglich besuchte. Sie ordnete ihr Lager, machte das Feuer an und kochte ihr Mahl. Eins, als sie zur Schule ging, sah sie eine arme alte Frau, die kaum sich selber vorwärts schleppen konnte, nach dem nahen Gehölz kriechen, um Reisig zu sammeln. Sie folgte der Alten, half ihr sammeln und trug die Last ihr dann auf den eigenen Schultern heim. Erwachsen, verheirathet, gewährte Marguerite nach und nach einem Ibioten, einem Krüppel, einem Kretin, einigen Geblümten, Waisen, Reisenden ohne Hilfsmittel etc. die ausgebehteste Gastfreundschaft. Jeder, wer unfähig ist, für sich selber zu sorgen, findet in ihr eine treue Beschützerin. Das sind ihre Mithen, ihre Freunde und Besucher. Immer heiter, unterhält sie sich mit ihnen, wobei sie in die Vorstellungen der Einzelnen wunderbar sich zu schicken weiß. Um sie herum ist Alles in beständigem Jubel und sie selbst dabei freut sich am meisten.

Ein bemerkenswerther Umstand ist es, daß nach den Listen der Heroismus der Tugend überall seine Wohnung hat, und die größere oder kleinere Zahl seiner Apostel in den einzelnen Departements durch äußerliche Umstände sich erklären läßt. Auch nicht an ein bestimmtes Alter ist Herzensgröße gebunden. In den Listen sind Kinder von sechs, zwölf, dreizehn Jahren neben achtzig- und neunzigjährigen Greisen angeführt. Aber Eins ist auffallend: daß die Frauen in bedeutender Mehrzahl als die Männer vertreten sind. Von 1819 bis 1864 haben 776 Personen den Montyon'schen Jugendpreis, d. h. Geldgeschenke von tausend bis viertausend Franken oder Medaillen im Werthe von fünfhundert bis tausend Franken erhalten. Davon waren 211 Männer und 565 Frauen. Nach Mr. Demay's Meinung kann dies Niemand überraschen, denn während der Mann mit dem Muthe begabt ist, der blickschnell aufstammen, aber auch ebenso rasch wieder verlodern kann, besitzt das Weib allein jene rückhaltlose, nimmermilde, schweigende Opferfähigkeit, welche uns die Namen: Mutter, Gattin, Schwester und Tochter so lieb und traut, so hehr und heilig macht. Wer von uns wüßte nicht ein weibliches Wesen zu nennen, das um ihrer guten Werke willen gekrönt zu werden verdient? Hören wir doch endlich auf, dem Weibe seine Putzsucht und Eitelkeit, seine Launen und Inconsequenzen vorzuerwerfen. Eine Frau in Sammet und Seide, mit Gold und Edelsteinen bedeckt, kann, wenn die Stunde kommt, nichtsdestoweniger eine „barmherzige Schwester“, eine Frau im gestickten Katunkleide erhaben sein. „Mag das Weib“, sagt Demay, „Schwäche zeigen, ja, mag es tief sich verirren, immer doch wird es den göttlichen Funken der Menschlichkeit bewahren, der nur der Gelegenheit wartet, um in heller, reiner, heiliger Flamme aufzugehen.“

[1604] H.

**Von David's Harfe bis zum Flügel von Erard.**

Vor Jahrtausenden klangen die ägyptischen, griechischen und römischen Harfen; aus der Harfe wurde im Mittelalter der Psalter und das Hackbrett, mit Saiten bezogene Rasten, mit dem Unterschiede, daß auf dem Psalter mit einem Federkiel, auf dem Hackbrett mit zwei gekrümmten Stäbchen gespielt wurde. Dann kam die Cithole, ebenfalls ein Rasten mit Saiten, worauf man aber mit den Fingern spielte. Das Clavicytherium, das ungefähr im 12. Jahrhundert erfunden wurde, hatte vor jenen drei Instrumenten den unangehören Vorzug der Claviatur, dagegen auch mancherlei Nachtheile. Erst das Clavichord (1500) war ein wahrer Fortschritt, denn es enthielt außer Metallsaiten, deren sich das Clavicytherium gegen Darmsaiten entäußert hatte, die Tuchstrei-

fen, womit die Saiten durchflochten, und welche für die Eigenthümlichkeit des Tones von so hoher Bedeutung sind. Es ist leicht größte aller Musiker, Sebastian Bach, seine wundervollen Giguen und Sarabanden spielte. Das Virginal und das Clavichord netz waren eine verbesserte Ausgabe des Clavichord und erster hauptsächlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Mode. Später z. B. ist irgendwo in England noch das Virginal aufbewahrt, das die unglückliche Königin Maria Stuart besessen hat. Es war aus Eichenholz gefertigt, mit Cedernholz ausgelegt und reich verziert. Auf den Seiten sind in schimmernden Farben Vögeln, Blumen und Blätter und auf dem Deckel ist ein Zug von Kindern gemalt, denen schöne Frauen Wein und Früchte anbieten. Aber auch Maria Stuart's Geignerin, die Königin Elisabeth, besaß ein Virginal und dies erinnert an eine interessante Seite in den Memoiren des Sir James Melvil, 1683, Gesandten der Königin Maria an die Königin Elisabeth. „Nach der Tafel“, schreibt Melvil, „führte mich Mylord von Hundsen nach einer stillen gelegenen Gallerie, wo ich die Königin (Elisabeth) auf dem Virginal spielen hören konnte. Nachdem ich eine Weile gelauscht hatte, zog ich den Vorhang, der vor der Thüre des Cabinets hing, zurück und trat, da ich die Königin mit mir dem Rücken zugewendet sah, hinein. Eine Zeit lang stand ich so und hörte ihrem ausgedehnten Spiele zu, sowie sie aber, sich umdrehend, mich bemerkte, brach sie ab. Sie schien überrascht zu sein und schritt auf mich zu, wie Sie that, als ob sie mich schlagen wollte, wobei sie sagte, daß sie niemals vor Zuhörern, sondern immer nur allein spiele, um die Schwermuth zu verbannen. Sie fragte mich, wie ich hergekommen sei. Ich antwortete, daß ich, mit Lord Hundsen lustwandeln, an der Zimmerthüre eine so reizende Melodie gehört hätte, daß ich eintrat, bevor ich wußte, wer —. Meine Freimüthigkeit entschuldigte ich mit meiner Erziehung in Frankreich, wo bezuglich der Freiheit laubt sei. Hierauf nahm sie auf einem Rissen Platz und ich kniete mich neben ihr auf die Knie nieder. Sie fragte mich, ob sie oben meine Königin besser spiele, worauf ich ihr in dieser Beziehung den Preis zuerkennen konnte. Auf ihre weitere Frage, wie jene (Maria Stuart) gut spiele? antwortete ich: „Für eine Königin ganz gut.“

Ungefähr um das Jahr 1700 kam das Virginal aus dem Lande und wurde durch das Spinett ersetzt. Bald darauf kamen drei Männern — dem Deutschen Schröter, dem Italiener Cristoforo Salfi und dem Franzosen Marius — gleichzeitig die Idee, welchen das alte Hackbrett bereits im Keime enthalten hatte, die Saiten nämlich durch Hämmerchen zu rühren, und so entstand das Pianoforte.

Sebastian Bach's Herz hing an seinem Clavichord, aber er konnte nicht umhin, einem Pianoforte, das der Orgelbauer Christian Silbermann nach jahrelangem Studium und Mühen hergestellter hatte, das Lob der Tadellosigkeit einzuräumen. In Folge dessen kaufte alle Welt Silbermann'sche Pianofortes.

Einige der besten besaß Friedrich der Große. Eines Abends im Jahre 1747 sollte im königlichen Schlosse ein Privatconcert stattfinden und der König hatte eben zu seiner Feste gegriffen, als ihm eine Liste der angekommenen Gäste überreicht wurde. Die Feste in der Hand, überflog Friedrich die Namen. Alsbald wandte er sich voll freudiger Erregung an die Musiker und sagte: „Meine Herren, der alte Bach ist gekommen.“ Boten wurden sofort an den großen Meister gesandt, um ihn zu holen, der in seinem Sohnes Wohnung abgestiegen war. Das Concert wurde aufgehoben, Alles war voll Erregung und Erwartung. Endlich öffnete sich die Thüre und unter die glänzende Gesellschaft trat der „alte Bach“ im staubigen Reiseleide. Nach herzlichem Empfang forderte der König ihn zum Spielen auf, und so wanderte denn Bach, von bewundernden Hofdamen und Musikern begleitet, von Gemach zu Gemach und versuchte die Silbermann'schen Instrumente.

Wer aber das Piano und Pianofortespiel am meisten populär machte, war Muzio Clementi, geboren zu Rom 1752. Mit achtzehn Jahren componirte er sein Opus II, auf dem alle modernen Pianofortesonaten basirt sind und von welchem ein Nachkommen Bach's bemerkte, nur der Teufel und Clementi könnten es spielen. 1780 ging er nach Paris und später nach Wien, wo er mit Mozart, nach Vater Haydn und dem alten und veralteten Salieri bekannt wurde. Einiges Abends waren Mozart und Clementi beim Kaiser Joseph II. Außerdem waren nur der Kaiser und die Kaiserin von Rußland zugegen. Von den Herrschaften aufgefordert, spielte zuerst, als der ältere, Clementi. Dann setzte sich Mozart an das Piano — gefolgt von Stein, Silbermann's Nachfolger — und spielte eine seiner eigenen Sonaten.

Am 5. April 1752 ward zu Strassburg Sebastian Erard geboren. Dieser Mann war in der Mechanik ein Genie. Durch ihn erst wurde das Piano das was es jetzt ist, ein Instrument der feinsten Tonsteigerung fähig.

Gegenwärtig sind die größten Pianofortefabriken Europa's in die von Erard, Broadwood, Collard, Pleyel, Bestheim und Bösendorfer etc. Wie würden die alten Meister, welche auf den Silbermann'schen oder Stein'schen Pianos spielten, staunen, wenn sie solche einen Flügel von heutzutage hörten, wenn z. B. Mozart in dem halb dunklen Zimmer in der Rue d'Antin hätte laufen können, wenn Chopin vor George Sand, Heinrich Heine und Eugène Delacroix seine Rottornos und Mazurkas spielte.

[1605] H.

**Die Schwimmkunst der Damen.**

Baden ist gut, aber Schwimmen ist besser! Leider scheint in Deutschland diese Wahrheit nur für die Herren und nicht auch für die Damen zu gelten, welche die Freuden des Wassers meistens nur in kleinen Bädern oder Bassins kennen lernen. Ganz anders dagegen ist's in England, in Frankreich, in Italien, wo die Damen in den zahlreichen Seebädern hundertweise schwimmend umherjauchzen und ihre Gesundheit und Lebensfrische befestigen. Dort gehört das Schwimmen zu den populären und zugleich fashionablen Vergnügungen; es ist so leicht, so wohlthätig und billig, und zugleich beiden Geschlechtern und jedem Alter empfehlenswerth. Nicht schwimmen zu können, ist auf dieser wasserreichen Erde geradezu ein Vergehen, weil man dadurch nicht nur selbst in Lebensgefahr kommen, sondern auch den Tod Anderer verursachen kann. Es ist nämlich bekannt genug, daß, wenn auf einer Wasserpattie ein Rahn umstürzt, die Schwimmenden nicht selten von denen mit niedergezogen werden, die sich in ihrer Hilflosigkeit krampfhaft an sie klammern. Jeder Mensch sollte daher von Kindheit an sich so weit mit dem Wasser vertraut machen, daß er sich darin auf der Oberfläche erhalten und frei bewegen kann. Wir würden dann zunächst viel seltener von Unglücksfällen beim Baden hören und uns bei Wasserpattien und Bootfahrten auch viel besser ergötzen, wenn wir das feuchte Element nicht fürchten, sondern vertraut mit demselben sind.



Das Schwimmen ist so außerordentlich leicht, gesund und  
grazios, daß wir wol dazu beitragen möchten, möglichst viele  
weniger Damen während der geeigneten Jahreszeit in lustige  
Tritonen und Nereiden zu verwandeln. Zunächst können wir  
Schwimmern mit wissenschaftlicher Sicherheit sagen, daß sie auch ohne  
Schwimmkunst im tiefsten Wasser nicht sinken, wenn sie nur  
Vertrauen und keine Angst haben. Der menschliche Körper ist  
schon im Flußwasser, noch mehr aber in dem schwereren  
Salzwasser leichter als eine gleiche Masse Wassers, dessen Raum  
er einnimmt, so daß er nicht unter sinken kann. Nur das Ge-  
hirn und der Kopf sind etwas schwerer, aber deren Uebergewicht  
wird hinreichend durch die Brust mit der athmenden Lunge auf-  
gehoben. Es kommt daher beim Schwimmen zunächst Alles  
auf die Brust an, Brust und Lunge in Ordnung zu bringen und zu  
erhalten. Der einzige Theil des Körpers, der über dem Wasser  
erschaffen werden muß, ist der, durch welchen wir athmen, also  
die Nase. Wir können uns daher getrost bis dahin sinken las-  
sen und bei einiger Ruhe auch sicher darauf rechnen, daß wir  
nicht tiefer sinken. Die Thiere, welche nicht schwimmen lernen  
sollten, doch schwimmen, machen es eigentlich gerade so: sie sinken  
tief, daß nur Augen und Nase noch hervorragen. Die ganze  
Schwimmkunst besteht also darin, die Nase über dem Wasser zu  
erhalten, was ei-

dem Schooße der Wellen entfliegt, auf die kühle, wogende Fläche  
zurückdeutend, als auf die Wiege der Schönheit, Gesundheit  
und Kraft! [1611]

**Schwimm- und Badeanzüge.**

Fig. 1. Das in Gamaschen endigende Beinkleid, wie die Jacke  
mit Schooß, ist von orangefarbenem Flanell, beide sind nach An-  
gabe der Abbildung mit weißer Wollenlitzge und weißen Knöpfen  
besetzt. Schärpe von weißem Flanell; orangefarbenes, eckiges  
Müßchen, wie die Gamaschen mit schwarzer Wollenlitzge garnirt.

Fig. 2. Dieser Badeanzug besteht aus Beinkleid, Weste und  
kurzem Jäckchen von lichtblauem Flanell, die Garnitur aus  
weißem ähnlichem Wollenstoffe. Weißer Flanellkragen und weiße  
Flanellschärpe; Achselgarnitur aus weißer Wollenlitzge. Käppchen  
à la pescatore mit Quaste aus lichtblauem Flanell, vorn mit  
einem weiß und blau umwundenen Köbchen verziert.

Fig. 3. Das aus weißem Flanell hergestellte Beinkleid, so-  
wie die Jacke mit Schooß, ist mit rothem Flanell garnirt; dieser je  
an den Außenrändern von schwarzer Wollenlitzge begrenzt. Roth-  
wollenes Käppchen.



Schwimm- und Badeanzüge.

Fig. 4. Beinkleid und Jacke mit Doppelschooß aus dunkel-  
braunem Flanell, nach Angabe der Abbildung mit Streifen  
lichtbraunen Flanells garnirt; der kürzere Schooß mit ähnlichem  
Flanell gefüttert. Gürtel gleichfalls von lichtbraunem ähnlichem  
Wollenstoffe. Käppchen à la pescatore von dunkelbraunem  
Flanell, am vordern Rande mit einem aus licht- und dunkel-  
braunem Flanell gewundenen Köbchen verziert.

Die Babepantoffeln entweder aus Strohgeflecht oder grauem  
Garn gehäkelt. [12,033]

**Was ist Industrie?**

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht so leicht und am  
allerwenigsten so unfruchtbar, als es für den ersten Augenblick

vielleicht mancher unserer Leserinnen erscheinen möchte. Allerdings  
ist das Wort „Industrie“ im täglichen Sprachgebrauche ein sehr  
gewöhnliches. Man spricht es häufig und verständigt sich auch  
dabei. Man spricht häufig von „Gewerbe und Industrie“, von  
„Industrie und Gewerbetreib“, und glaubt ohne Weiteres das  
Nichtige gesagt und verstanden zu haben.

Beide Worte werden auch sehr oft zusammen mit einem ge-  
wissen rednerischen Luxus der Sprache für ein und denselben Be-  
griff gebraucht. Beide Worte erscheinen oft unzertrennlich von  
einander wie die beiden Seiten eines Doublestoffes.

Und doch drücken beide Worte ganz verschiedene Begriffe aus,  
was uns sofort auffällt, wenn wir sie in ihrer Verbindung mit  
anderen Worten betrachten. Wir sprechen z. B. von „Industrie-  
rittern“, aber nicht von „Gewerberittern“, — wir sprechen von  
„Gewerbetreib“, aber nicht von „Industrietreib“. Hätten  
beide Worte ein und denselben Sinn, drücken sie ein und denselben  
Begriff aus, so würden sie auch dieselben Modificationen sprach-  
licher Verbindung mit ein und demselben andern Worte für den-  
selben Begriff zulassen.

Die Frage: was ist Industrie? ist demnach dahin zu beant-  
worten: Industrie ist die Thätigkeit, die Geschicklichkeit, ein werth-

lofes Product  
werthvoll zu ver-  
wenden, Producte  
von geringem  
Werthe so zu ver-  
arbeiten, daß die  
Arbeit den ur-  
sprünglichen  
Werth außeror-  
dentlich erhöht,  
kurz die Thätigkeit,  
welche aus ganz  
werthlosem  
Werthe schafft, oder  
geringe Werthe  
außerordentlich  
erhöht, das ist  
Industrie.

Der Schuster,  
der aus theurem  
Leder Stiefeln, der  
Schneider, der  
aus werthvollen  
Stoffen Kleider,  
der Goldschmied,  
der aus edlen Me-  
tallen massive  
Ringe, Löffel,  
Schalen macht, sie  
alle, Schuster,  
Schneider, Gold-  
schmied haben den  
Werth des verar-  
beiteten Stoffes  
nur um den  
Mübewerth ih-  
rer Arbeit er-  
höht. Das Leder,  
Tuch, Gold und  
Silber hat an ih-  
ren Erzeugnissen  
den meisten  
Werth, sie haben  
kein Product der  
Industrie ge-  
schaffen, sondern  
nur eins ihres  
Gewerbes.

Wer dagegen  
aus Klüppchen und  
Abfällen Puppen  
und Spielzeug,  
wer aus einem  
Pfund Eisen viele  
Gros Nähadeln,  
aus mischbarem  
Ausbehrich kost-  
baren Düngestoff,  
wer aus verbrauch-  
ten, abgenutzten  
werthlosen Dingen  
neue, brauchbare,  
werthvolle Dinge  
schafft, der ist in-  
dustriös, seine  
Leistungen fallen  
in das Gebiet der  
Industrie. Wer  
aber werthlose  
Stoffe auch ohne  
Verwendung von  
Mühe und Arbeit  
verwerthet, wer  
nur auf die mühe-  
loseste Täuschung  
seiner ganze Thä-  
tigkeit richtet, des-  
sen Thätigkeit be-  
zeichnen wir als  
raffinierte In-  
dustrie und ihn  
selbst mit dem Ne-  
benbegriff des Labels und Spottes als Industrieritter. [1612]

J. L.

**Die Hirten und Heerden der Schweiz.**

II.

Die eigentlichen Grasländer und Weideflächen der Schweiz  
gruppieren auf vier- bis sechstausend Fuß hohen Felsenabdach-  
ungen. Man theilt sie in drei Klassen: die unteren oder Mai-  
Alpen, Kuh- und Schaf-Alpen. Die erieren vertheilen sich  
zwischen den niederen Gebirgszügen und sind nur im Winter  
mit Schnee bedeckt, der schon in den ersten Wochen des Frühling  
sagtig grüne Grasflächen enthüllt. Dann werden die Hüfen  
der Sennerhütten, in welchen die Kühe den ganzen Winter hin-



durch gefangen gehalten wurden, geöffnet und die befreiten Thiere festlich hinauf getrieben, um dort etwa einen Monat lang zu weiden. Fremde, welche die Schweiz durchwandern, merken sehr oft wenig oder nichts von dieser hoch über ihnen versteckten Reichthümern; aber wenn man sich gehörig in die Gebirgsgegenden verliert, kann man hoch über sich das silberne Gefläute der Kuhlocken und an stillen Abenden das melodische melancholische Getöse des Alpenhorns vernehmen.

Wie leben und produciren diese vereinsamten Heerden und Menschen? Es ist der Mühe werth, sich ein Bild davon zu machen. Der Tag, an welchem aus den Winterquartieren nach diesen Weideplätzen aufbrochen wird, ist in jedem Dorfe und in jeder Familie ein Fest. Väter, Gatten, Söhne und Brüder verlassen unter Jubel, aber auch unter rührenden Abschiedsreden ihre Heimat, um drei oder vier Monate allein mit ihrem Vieh auf den fernsten Höhen zuzubringen. Die Karavane des Aufzuges ist eine der malerischsten Scenen, die man sich denken kann, besonders wenn man sieht, wie sie sich durch enge Thäler hinaufwindet, an zackigen Felsenwänden empor, zwischen den dunklen Wäldern baumreicher Hügel. An der Spitze der Procession marchiren in der Regel zwei schöne Kühe, die sog. „Dreieckskühe“, mit offenbarem Bewußtsein ihrer Führerwürde und der melodischen Glocken an ihren Halsen, sowie des Blumenschmucks, die ihre Hörner umfränzt. Gehorsam und unterthänig folgen die andern Schritt für Schritt hinterdrein; zuletzt folgt der Bulle mit würdigem Schritt, ein schönes Thier und wol die Freude jedes Thiermalers. Auf seinem massiven Kopfe trägt er triumphirend zwischen den Hörnern den großen Kupferkessel, der dazu gebraucht wird, die Milch für die Verwandlung in Käse vorzubereiten, einen Zug, den man als Fronte oder als Galanterie deuten kann, wie man will. Um diese zahme und gefetzte Schaar herum springen im übermüthigen Gefühl wiedergewonnener Freiheit Heerden undisciplinirter Ziegen; hinter ihnen, oft kaum weniger lustig, die jungen Burschen oder Bua's, die lustig in ihre Alpenhöfner stoßen, so daß Höhen und Thäler weit um sie herum davon widerklingen. Den Schluß dieses langen Zuges bildet der Haupthirt mit einem Gehilfen; an seiner Hand schreitet ein Pferd oder Maulesel, dessen Rücken Alles trägt, was zum Buttern und Käsen erforderlich ist und auch oft den einfachen Lebensvorrath für die Schäfer. Zwischen den jungen frischen Gräsern der niederen Alpen machen sie zuerst etwa auf einen Monat Halt. Die Thiere schmelzen den Tag über ziemlich frei auf der wützigen jungen Weide, bis sie gegen Abend von den weithin schallenden Tönen des Kuhreigens zusammengerufen und unter Führung der beiden Leitkühe in die „Senne“ zum Uebernachten gerufen werden. Wer solche Senne nicht persönlich gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung von deren roher Einfachheit machen. Einige bestehen bloß aus übereinander geschichteten Steinen mit einem Dache, andere sind aus Holzblöcken erbaut, deren Zwischenräume mit Moos oder trockenem Laub ausgefüllt sind. Das Ganze ist etwa zwanzig Fuß lang und vierzehn breit mit einem kleinen hölzernen Verschlag inwendig für die Hirten, während aller übrige Raum als Nachtquartier für die Thiere dient; über ihnen ist das Heu für Nothfälle aufgeschichtet, auf welchem die Hirten schlafen. Der kleine Raum für die Menschen dient als Küche und Wohnung, welche nicht selten auch von einem Paar Lieblingsziegen oder gar einem Schweine getheilt wird. Oben drüber wird ein Theil des Daches durch eine Fichtenlance geöffnet, um für den Rauch des Herdes Abzug zu haben, und während des Nachts wieder geschlossen. Fenster gibt es natürlich nicht, da man den Tag meist im Freien zubringt, oder das nöthige Licht durch die offen gelassene Thüre Zutritt findet. Der Fuß besteht aus dem natürlichen Boden, auf welchem auch in einer Ecke das Feuer angemacht wird; das Mobiliar aus einer hölzernen Bank oder einem großen Steinblocke, der je nach Bedürfnis als Stuhl oder Tisch dient. Als Küchengeräthe findet man selten mehr als zwei große Nöpfe, einen Kessel, einige hölzerne Löffel und zwei Milchseimer. Für die Behandlung der Milch ist ein Steinherd angebracht, über welchem an einem drehbaren Kranne der große Kupferkessel hängt, den der König der Herde zwischen seinen Hörnern stolz heraufstrug; in diesem wird die Milch, der Sahne unberaubt, gebrüht, um hernach in den kostbaren aromatischen Schweizerkäse verwandelt zu werden.

Eine gewöhnliche Herde umfaßt in der Regel dreißig milchende Kühe, einige Färsen, mehr oder weniger Ziegen und Schweine; auch einige Fühner und Hähne beleben die Umgebung der Sennhütten und schlagen ihre Schlafstellen auf den Mäiden der Kühe auf. Die Regierung über diese Unterthanen besteht aus wenigstens vier Personen: dem erfahrenen Meister oder „Meier“, der für Alles verantwortlich ist, seinem Gehilfen, dem „Jünger“, der die Ziegen und Schweine unter seiner besonderen Obhut hat und auch den Ziegenkäse macht, ferner dem „Freunde“, dem Jungen für „Alles“, dem es obliegt, Käse und Butter hinunter und dafür Lebensmittel herauf zu schaffen, endlich dem „Kuhbuben“ (Bua), der ganz eigentlich die Kühe hütet, sie von gefährlichen Stellen abhält, sie Abends mit seinem musikalischen Horne nach der Senne zurückruft und für ihre Nachherberge sorgt. Kleinere Heerden werden oft nur einem einzigen Manne anvertraut. Die größeren haben oft verschiedene Eigenthümer, die den Gewinn von Butter und Käse je nach der Zahl unter sich berechnen und vertheilen. In einigen Theilen der Schweiz hat man auf den Bergen selbst große Milchwirthschaften angelegt, in denen oft die Milch von tausend Kühen zusammenströmt, um hier in den berühmten Gruyere-Käse verwandelt zu werden, der noch unter den Glaslocken der halben civilisirten Welt hervor beim Thee- oder Nachtscheit seinen Ursprung von den wützigen Gebirgskräutern hervorbringt.

Um das Geschäft und die Ehrlichkeit des Verfahrens zu controliren, steigen die Eigenthümer während des Sommers einige Male zu ihren Heerden und Hirten hinauf, prüfen die Verhältnisse von Soll und Haben und entscheiden etwaige Streitigkeiten in der Regel befriedigend für Alle durch mündliche Verhandlung. Anderswo, aber im Ganzen selten, mietet ein unternehmender Hirt die Kühe auf seine eigene Rechnung und sucht so viel Geld aus deren Milch zu machen, als er kann.

Es würde manchem Schweizerreisenden, der jetzt ärgerlich über hohe Rechnungen auf den gewöhnlichen Straßen von Hotel zu Hotel zieht, idyllischen Genuß gewähren, hier und da zu diesen Sennen hinaufzusteigen und deren einsame Lebensweise auf eine oder ein Paar Nächte zu theilen. Freilich würde er keine besonderen Delicatessen finden, aber die herrlichste Milch der Kühe und „frommen Denkart“; Käse, der wie die schönsten Blumenbouquets duftet und nach einem tapfern Gebirgsmarsche wundervoll schmeckt zu dem schwarzen Brode. Auch würde einiger Aufenthalt in diesen einsamen Gebirgsdörfern, fern von dem Geräusch der Civilisation, das vielleicht nur hier und da durch gebrochene Wolken unten sichtbar wird „wie grüne Felder tief unter den Wassern“ (nach Schiller), wohlthuend auf manches bedrängte Gemüth wirken. Die Luft ist in der Regel rein und kräftig und die

wundervolle Scenerie umher mit den einfachsten Thier- und Menschenleben in der Mitte entschädigt wol lange für Entbehrungen aller Art. Die Sennen selbst fühlen den Reiz dieses Lebens, das so lange die Sonne scheint und das Wetter ruhig bleibt, über alle Maßen friedfertig und idyllisch ist. Freilich wenn sich Gewitter entladen und Hagel und Sturm gegen die Felsen wüthen, als wollten sie deren trotzige Kraft niederbrechen, dann fehlt es auch nicht an dramatischer Thatkraft mit zuweilen tragischer Entwicklung. Die von Sturm und Wind, Blitz und Donner entsetzten Thiere fliehen mit rollenden Augen nach allen Richtungen und zerschmettern sich zuweilen an Felsen oder stürzen in Abgründe. Dann hat der friedliche Hirt, der Kuhbube, keine leichte Aufgabe, wenn er im tollsten Sturm und Regen und selbst in Gefahr, hinunter geblasen zu werden, die Thiere nach allen Richtungen verfolgen, sie zusammen treiben und unter den Schutz der Senne zu bringen suchen muß. Bei solchen Gelegenheiten fallen nicht selten Thiere oder gar Menschen zum Opfer, besonders in den höchsten Regionen, wo die Stürme am heftigsten wüthen und die Sennhütte durch kloße „Wettertannen“ ersetzt wird.

Die Alpenhirten werden, so lange sie auf den niederen Alpen weiden, oft von ihren Familien besucht oder richten sich in den Sennen zusammen häuslich ein. Das weibliche Geschlecht kann auf diesen ungeebneten Gebirgswegen auf und ab natürlich weder Grinolinchen noch lange Kleider tragen, sondern legt vielmehr ziemlich männliche Kleidung an, so daß man manches junge Mädchen und ihre Mutter oder Großmutter für Männer hält, wenn sie in Jacken, Beinkleidern und Alpenhüten, mit großen, eisenschlagenen Stöcken an den Felsen auf- und abklettern.

In die zweiten und höheren Stagen der Weiden folgen die Frauen und Familien in der Regel nicht, so daß die Männer mit ihren Heerden die meiste Zeit allein zubringen. Erst am Ende des Sommers steigen sie bis zu den höchsten Höhen meist mit der reichsten Vegetation voll herrlicher Gräser, aromatischer Blumen und Kräuter, welche dann aus der Milch, besonders der Sahne, und hernach jahrelang aus dem Käse nicht nur die Saumen, sondern auch die Nasen der halben civilisirten Welt erquicken. Die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Alpenblumen ist sprichwörtlich geworden, doch schleichen sich auch manche Giftpflanzen ein, wie Aconit, Anemone, Digitalis u. s. w., welche von den alten Kühen in der Regel vermieden, aber von den jungen nicht selten verschlungen werden, so daß manche daran sterben. Es bildet daher eine der unerlässlichsten Arbeiten für die Hirten und Weidenbesitzer, diese Giftpflanzen möglichst sorgfältig auszuröten.

Mit Ende August beginnen die Hirten und Heerden allmählig abwärts zu steigen, verweilen aber auf jeder inzwischen verjüngten Weidefläche je nach dem Zustande des Wetters wieder mehrere Wochen, bis sie endlich die niedrigsten abgeweidet haben und verlassen, um in die Winterquartiere zu ziehen. Dann singen sie wol im Sinne, wenn auch nicht mit den Worten Schillers:

Ihr Matten, lebt wohl!  
Ihr sonnigen Weiden!  
Der Senne muß scheiden,  
Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,  
Wenn der Kufat ruft, wenn erwachen die Aelder,  
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,  
Wenn die Brunnlein fließen im lieblichen Mai.

Ihr Matten, lebt wohl!  
Ihr sonnigen Weiden!  
Der Senne muß scheiden,  
Der Sommer ist hin.

[1595]

H. Beta.

### Erinnerungen amerikanischer Frauen an Alexander von Humboldt.

Von J. Voewenberg.\*

Madame Calderon de la Barca, Gemahlin des spanischen Gesandten in Mexico, erzählt in ihrem epistolischen Reisejournal (während der Jahre 1839 und 1840) von einer unter dem Namen „die schöne Rodriguez“ in Mexico sehr wohl bekannten und hochgeachteten Dame, die vor vielen Jahren von Alexander v. Humboldt als das schönste Weib gefeiert worden, der er auf seinen Reisen begegnet war. Madame de la Barca hatte das Glück, diese Dame persönlich kennen zu lernen, und in der Erzählung ihrer Unterhaltung mit derselben heißt es:

„Wir sprachen von Humboldt, und indem sie sich selbst ganz als eine dritte Person betrachtete, erzählte sie mir alle Einzelheiten seines ersten Besuchs und seine Bewunderung ihrer Schönheit; daß sie damals sehr jung, obgleich verheiratet, und Mutter von zwei Kindern war; daß, als der Baron einst ihre Mutter besuchte, er sie, die am Fenster nähte, Anfangs nicht bemerkte, bis er in einem sehr ernsthaften Gespräch über die Cochenille den Wunsch äußerte, eine gewisse Plantage zu besuchen. „Gewiß,“ erwiderte sie aus ihrem Fensterhause, „können wir Herrn v. Humboldt hinführen.“ — worauf er sie ansah, erstauut vor ihr stand und endlich ausrief: „Valgame Dios! wer ist dies Mädchen?“ — Von der Zeit an war er immer bei ihr, und man sagt, noch tiefer durch ihren Geist, als durch ihre Schönheit bestrickt. Er betrachtete sie wie eine amerikanische Frau von Staël. Dies alles führt auch auf den Verdacht, daß der erste Gelehrte bedeutend verzaubert war, und daß weder Minen noch Berge, Geographie und Geologie, verfeinerte Muscheln und Alpenkalkstein ihn geschloß haben.“

Dieser Erinnerung der mericanischen Schönen fügt die reisende Frau Gesandtin mit großer Befriedigung die Aeußerung hinzu: „Es thut Einem wohl, daß so etwas sogar dem großen Humboldt begegnen konnte!“

Eine andere Erinnerung erneuert der Reisende Moritz Wagner in einer verstreuten Anmerkung zu einer gelehrten Abhandlung „über hypsometrische Arbeiten in den Anden von Ecuador“. Er berichtet:

Von den persönlichen Bekannten Alexander von Humboldt's in Quito lebten im Jahre 1859 nur noch zwei sehr alte Damen aus der geachteten und reichen Familie Aguirre y Montufar, deren Gastfreundschaft Humboldt im Jahre 1802 lange genossen hatte. Beide konnten sich jener Zeit und des damals noch ziemlich jugendlichen Forschers vollkommen genau erinnern, und erzählten mir manche interessante Einzelheiten seines dortigen Aufenthalts. Señora Rosa Montufar (eine Schwester von Carlos Montufar, des Begleiters von Humboldt am Chimborazo, im Jahre 1802 eine gefeierte Schönheit von Quito, die ich aber 1859 sehr verändert fand) erzählte mir unter Anderem folgende in meinem Tagebuche niedergeschriebene Notiz: „Der Baron war

\* Wir haben das Vergnügen, mit diesem Aufsatz den rühmlichst bekannten Verfasser der „Geschichte der Geographie“ und langjährigen Freund Humboldt's in den Kreis unserer Mitarbeiter einzuführen.

immer galant und liebenswürdig. Bei Tisch verweilte er indefinit nie länger als nothwendig war, den Damen Artigkeiten zu sagen und seinen Appetit zu stillen. Dann war er immer wieder draußen, schaute jeden Stein an und sammelte Kräuter. Eines Nachts, wenn wir längst schliefen, guckte er sich die Sterne an. „Wir Mädchen konnten all das noch viel weniger begreifen als der Marquis, mein Vater.“ Diese Aeußerung der alten Dame erinnerte mich etwas an das Erstaunen des Mönch-Missionärs in den Orinokoegenden, welches Humboldt selbst erzählt, „wie Männer bei leidlichem Einkommen und gutem Kindfleisch lieber ruhig zu Hause geblieben, statt so viele Hunderte von Meilen in das Innere der Urwälder zu reisen, um dort einige Kräfte zu sammeln und zu sehen, wie viele Grabe das Wasser habe, da die man trinkt.“ Dergleichen verwunderte Bemerkungen bekommt in jeder Forscher, der ähnliche Zwecke verfolgt, dort noch heute zu hören.

Das von Humboldt und Bonpland in Quito bewohnte Haus nahe dem großen Plaze wurde durch das Erdbeben am 22. März 1859, welches so viele Gebäude in Trümmer warf, nur unbedeutend beschädigt. Im Landhause von Chillo, eine halbe Tagereise von Quito, wo Humboldt geognostische und botanische Excursionen machte, bewahrt die Familie Aguirre ein lebensgroßes Brustbild ihres berühmten Gastes von einem einheimischen Maler ausgeführt. Der damals (im Jahre 1802) 33 Jahre alte deutsche Baron trägt eine dunkelblaue Hofuniform mit gelben Aufschlägen, weiße Weste und weiße Beinkleider vom Schnitt des vorigen Jahrhunderts. Seine rechte Hand stützt sich auf ein Buch mit dem Titel: Aphorism. ex Phys. chim. Plant. Lange dunkelbraune Haare bedecken die Denkerstirn. Die Züge des jungen Mannes sind stark markirt, besonders Lippe, Kinn und Nase. Am meisten Aehnlichkeit mit dem alten Humboldt, wie ich ihn 50 Jahre später sah, hat der eigenthümliche Ausdruck der Augen. Der Maler hat offenbar die kühneren Formen des Gesichts treu wiedergegeben. Von dem mächtigen Genius des Denkers, wie er damals im schönsten Mannesalter vom herrlichen Gillyothale den forschenden Blick hinausgeschweifen ließ auf die großartige Natur, die ihn von allen Seiten umgab, — von diesem geistigen Ausdruck Humboldt's, der gewiß in seinen Zügen mächtig ausgesprochen war, hat der Maler nur einen schwachen Hauch erfaßt. [1610]

### Noch eine Tigergeschichte.

Wir erhalten mit Bezug auf unsern jüngst veröffentlichten Artikel „Vor den Löwenkäfig“ folgende „von einem ächten Hamburger Kind“ unterzeichnete Mittheilung, welche wir unsere Lesern nicht vorenthalten wollen, da sie in einer ungekünstelten Spiegel der Wahrheit tragenden Sprache eine Begebenheit erzählt, in welcher das Tragische mit den Naiven sich zu einem eigenthümlichen Wirkung vereint.

Im August des Jahres 1834, so schreibt unser Correspondent (oder sollte es eine Correspondentin sein?) lief ein Kaufmann in den Hamburger Hafen ein, dessen Kapitän, wie dies sehr vielfach geschieht, mehrere wilde Thiere von seiner Reise mitbrachte, mit denen er ein Privatgeschäft beabsichtigte. Unter denselben befand sich ein junger Tiger, welcher die Stille und Auffichtlosigkeit der Mittagsstunde benutzte, um aus seinem schlecht verschlossenen Gefängniß auszubrechen und einen kleinen Streifen zug am Hafendamm entlang zu unternehmen. Wie es dem Thiere gelang, aus Ufer zu kommen, ist mir nicht bekannt; doch ist anzunehmen, daß es die dicht aneinander gedrängten Schiffe aller Brücke benutzte, ohne von den im tiefen Mittagsschlaf liegenden Schiffsjungen bemerkt zu werden.

Das Thier ging anfangs gemächlich einher und ohne das Entsetzen zu bemerken, mit dem eine Gruppe größerer Knaben bei seinem Anblicke auseinanderstob. Ein kleiner Knirps von etwa 5 Jahren blieb ruhig stehen, die Ankunft der schönen Katze mit Ruhe erwartend; er fing an das Thier zu streicheln, welches ihm einen leichten Schlag mit der Tazge versetzte, so daß der Junge lachend hinguckte. Das Lachen reizte den Tiger, er schnappte nach dem Kinde und wälzte sich spielend mit demselben im Staube. Wie bald dieses entsetzliche Spiel in das noch entsetzlichere Uebergeheiltheil umgeschlagen wäre, ist nicht zu sagen; aber in diesem Augenblicke stürzte eine Frau mit durchdringendem Geschrei und gefolgterge von einem Haufen mit Knütteln und Bootshaken bewaffneter Männer auf das Kind zu. Der Tiger, durch den Schrei in die Spiele gestört, blickte sich um und ergriff dem andringenden Haufen gegenüber die Flucht.

Die Mutter riß ihr Kind an sich und sagt: „Jung wat heit Du dahn?“ (Junge, was hast Du gethan?) Der Kleine, erschreckt durch ihre Blässe und die leidenschaftlichen Liebesungen, ergründete in Thränen ausbrechend: „Dat ol lütt Besti heit mit mir fründlich ankielt, da hew ik dacht, ik kunn 'n Beeten mit em freetelen!“ (Das alte kleine Thier hat mich so freundlich angeblickt, da habe ich gedacht, ich könnte ein Bischen mit ihm spielen.) Ob der Tiger durch die arglose Inanspruchnahme des Kindes gewonnen war, oder ob, was ich für wahrscheinlicher halte, seine eigentümliche Jugend — der inzwischen wieder eingefangene Sträfling war noch nicht ganz 1/2 Jahre alt — ihn noch nicht zum Werdenden befähigte: das zu entscheiden überlasse ich Sachkundigen. [1600]

### Die Frauenarbeit

und  
der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit  
des weiblichen Geschlechts.

Von Professor Dr. Fr. von Holtendorff.  
(Zerlesung.)

Aus Lette's Denkschrift erfahren wir, daß in Großbritannien mehr als zwei Millionen unverheiratete Frauen auf Selbsterhaltung angewiesen sind und daß in Preußen die Zahl der für ihren Unterhalt arbeitenden Frauen (nach der Volkszählung vom 3. Dec. 1861) sich folgendenmaßen vertheilt: Auf Unterricht und Erziehung 7366, auf Gesundheitsdienst und Krankenpflege (ohne Nonnen und Diakonissinnen) 16,547, auf landwirthschaftlichen Tagelöhnerdienst 565,705, auf Dienstverrichtungen in den Gewerben 70,752, auf häuslichen Dienst 700,000, auf die Thätigkeit der Wirthschaftsführung 13,745, auf Handarbeit 450,068. — Selbstverständlich ist der Werth dieser Ziffern ein höchst relativer; viele, welche im Gebeimen zu arbeiten genöthigt sind, erscheinen unter anderen Rubriken. Wir wissen insbesondere nicht, wie viele von denjenigen, die ihren Ernährer durch den Tod des Familienhauptes verloren, oder von unzureichenden Pensionen leben, mindestens einen Theil ihres Unterhaltes zu erwerben genöthigt sind. So lange das färgliche Gehalt weitaus den meisten Beamtentklassen eine aus-



reichende Lebensversicherung unthunlich macht, darf man präsumieren, daß eine erhebliche Anzahl hinterbliebener Wittwen lieber unversehrter Töchter auf den Ertrag ihrer Arbeiten angewiesen ist. Gerade diese mittlere Klasse unserer heutigen Gesellschaft, zu der auch andere Berufsweige außer dem Beamtenstande ein Contingent stellen, ist eines durch das öffentliche Interesse darzubietenden Rückhaltes dringend bedürftig, und zwar nicht nur so sehr, als nach der Natur der Verhältnisse von einer Selbsthilfe unter den Beteiligten füglich nicht die Rede sein kann.

Betrachten wir das Statut des im Februar d. J. gegründeten Vereins, so tritt uns nach dem § 1 als Zweck entgegen: die Förderung der Erwerbsfähigkeit der auf eigenen Unterhalt angewiesenen Frauen und Jungfrauen. Zur Erreichung dieses Zieles werden vorzugsweise fünf Mittel ins Auge gefaßt, deren Bedeutung wir in der Kürze darzustellen wollen.

I. Zunächst soll erstrebt werden die Beseitigung der der Erwerbsthätigkeit der Frauen entgegenstehenden Vorurtheile und Hindernisse. Daß diese sehr erheblich sind, wer vermöchte es zu leugnen? Sie offenbaren sich zunächst in allen denjenigen Einwendungen, welche man dem Verein und seinen Bestrebungen entgegensetzt. Hindernisse liegen zunächst in der Gesetzgebung, welche mindestens indirect Frauen von manchen Berufsweigen ausschließt, zu denen sich dieselben sehr wohl eignen. Viel erheblicher als diese Hindernisse sind indessen die Vorurtheile, die in der Gesellschaft selbst den Frauen entgegenstehen, wenn sie arbeiten könnten. Da ist zunächst eine von mancher Seite mißverstandene Lehre der Volkswirtschaft, welche, an dem Sate der Arbeitsteilung aus Mißverständnis der Volkswirtschaft, zu der Forderung kommt, die Frau sei nur für häusliche Verrichtungen innerhalb des Familienorganismus bestimmt; neben sie an den Bewegungen des Arbeitsmarktes mitwerbend Theil, so werde dadurch eine Verminderung der Zahl der männlichen Arbeiterhandes und in weiterer Folge höhere Gehaltssteigerung bewirkt, außerdem aber nicht nur der häuslichen mütterlichen Pflege und Erziehung, sondern auch der häuslichen Sinn untergraben werden. Zugegeben, daß die Beschäftigung zahlreicher Frauen und Mädchen in großen Fabriken als ein gesellschaftlicher Nachtheil anerkannt werden muß — liegt denn zwischen der Fabrikarbeit der Massen und der Arbeitlosigkeit nichts in der Mitte? Selbst die Fabrikarbeit der Frauen und Mädchen aus den unteren Schichten des Volkes ist eben ein relativer Vorzug gegenüber der Beschäftigungslosigkeit eines fähigen Proletariats oder der ländlichen Zuchtlosigkeit in so manchen Gegenden Deutschlands.

So lange die unabänderliche Thatsache besteht, daß zahllose Männer und Mädchen ihr Leben durch Fabrikarbeit fristen müssen — daß ein besseres Schicksal für dieselben durch alle Anstrengungen des Staates, durch keine Gewalt der Erde herbeigeführt werden kann, kommt es nur darauf an, die nachtheiligen Wirkungen dieser Zustände möglichst zu verkürzen. Man denke sich einen Augenblick die Arbeit der Frauen und Mädchen aus den Fabriksdistrikten fort — ist es wahrscheinlich oder nur denkbar, daß das von ihnen geschaffene Arbeitsquantum und die von ihnen erzeugten Werthe durch Mehrarbeit der männlichen Arbeiterbevölkerung oder durch eine Verbesserung der mechanischen Produktionsmittel erzeugt werden könnten? Unter obwaltenden Umständen wäre die Entfernung der Frauen aus den Fabriken nichts anderes, als eine weitere Zerstörung der Arbeitsteilung und die Ausbreitung eines zügellosen Proletariats.

Um aber solchen an und für sich hinfälligen Einwendungen den Vorwand und den Schein der Berechtigung zu nehmen, hat der neue Verein nach seinem Statut sich der Einwirkung auf die Erwerbsverhältnisse der Fabrikarbeiterinnen, der beim Landbau beschäftigten Handarbeiterinnen, der Dienstmädchen, Wäscherinnen und in aller ähnlichen Verrichtungen einer niederen Art arbeitenden Personen statutengemäß entzogen und sich damit die Aufgabe gestellt, für die mittlere, für einen höheren Bildungsgrad verfügende Gesellschaftsklasse vermittelnd und fördernd einzugreifen. Selbstverständlich ist indessen damit keine kastenmäßige Scheidung in dem Sinne beabsichtigt, daß dem Aufsteigen zu höheren Arbeitsgebieten ein Hemmnis in den Weg gelegt werden sollte. Nur das Eine wird bezweckt, daß der Fabrikarbeit und den ihr gleichartigen vorwiegend auf dem Gebrauche der Körperkräfte beruhenden Erwerbszweigen kein neuer Zuwachs gewährt werden soll.

Gerade in den mittleren Gesellschaftsschichten sind aber gegenwärtig die Vorurtheile am stärksten. Sie vertheilen sich ziemlich gleichmäßig auf beide Geschlechter. Eine Klasse dieser Vorurtheile der Romantiker nennen. Ihnen zu Folge verliert sich der geheimnißvolle Zauber des weiblichen Geschlechts mit der Arbeit; die Poesie kann — so meint man — für unverheiratete Damen nur in den „brodsosen Künsten“ bestehen, in Toilette, Clavier, activer oder passiver Lyrik, Stickerie, Weihnachtsarbeit und etwas Nähmaschine für den häuslichen Bedarf. Wie nun aber in Shakespeares Lustspielen der süßsüßige Jambus zuweilen von einem nicht verheirateten Dialog, namentlich unter Bedienten unterbrochen wird, so muß man freilich auch vom Standpunkte der Romantiker einige Prosa für unversorgte Töchter zulassen und diese besteht nach einer unverrückbar gesetzten Grenze: in der Versorgung aus adeligen Fräuleinstituten oder Familienstipendien, in dem Verufe als Diakonissin und Krankenpflegerin, allerhöchstens als Gouvernante! Diese Romantiker stellt die einfache Alternative: heirathet — wenn ihr könnt, oder opfert euch um der Poesie willen auf! Die Italiener sagen von dem Helben der tragischen Oper, welcher im letzten Akte sein tenoriales Leben geschickt aushaucht: sa ben morire! (Er weiß schon zu sterben.) Die Romantiker verlangen gleichfalls, daß unverheiratete und unvermögende Mädchen „mit Grazie und Eleganz“ von der Tagesordnung der Lebensfreuden und Lebensberechtigung verschwinden. Sicherlich sind wir der Ansicht, daß die Pflege des Schönen und Wohlgefalligen in Kunst und Leben eine der höchsten Aufgaben der Weiblichkeit ist. Aber man bedenke, daß das Schöne in der Freiheit, nicht in der Zwangsbereitschaft des weiblichen Gemüths liegt, und man bringe um der Schönheit willen die Frauen nicht gewaltsam in eine Stellung, wie die jener Blumenarbeiterinnen, welche das herrlichste Grün der Blätter erzeugen, aber an dem dazu notwendigen Arsenikfarben zu Grunde geben. Von anderer Seite her bethätigt sich das sociale Vorurtheil in der Befürchtung, daß die politische Emancipation das endliche Ergebnis jeder den Frauen hinsichtlich ihres Lebensunterhaltes zu machenden Einräumung sein würde. Gerade hierin liegt eben eine Verkennung des der Arbeit innewohnenden sittlichen Werthes. Von zwei verschiedenen Seiten her können die Grenzen der Weiblichkeit überschritten werden; in der Noth,

welche der ehrlichen Arbeit ermangelt, weil ihr die Gelegenheit dazu entzogen ist, oder in dem Ueberflusse, welcher sich der Arbeit schämt. Die massenhafte Entfittlichung des weiblichen Geschlechts und der Ruin des Familienlebens sind niemals aus den mittleren, arbeitenden Gesellschaftsklassen hervorgegangen. Wenige Annahmen sind so hinfällig wie der Glaube, daß durch ernste Arbeit der Frauen die Anziehungskraft des Familienlebens gestört werden könnte. Solche Vorurtheile widerlegen sich am besten durch das Beispiel. Für diejenigen Frauen, welche in erklärlicher Befangenheit der eigenen Meinung in einer so wichtigen Angelegenheit mißtrauen, ist es sicherlich hinreichend, daran zu erinnern, daß die zwei höchstehenden Frauen Preussens, die Königin und die Kronprinzessin, ihre Theilnahme für den neuen Verein durch materielle Unterstützung, beziehungsweise durch Uebernahme des Protectorats, in hervorragender Weise bethätigten. Nicht der königliche Rang, sondern jene über eine rechtmäßige Titulatur weit hinausgehende, in der Familie geübte Majestät derjenigen Tugenden, welche man vor hundert Jahren an den Höfen als „bürgerliche“ zu bezeichnen pflegte, verleihen jener Theilnahme die Macht des Beispiels, welche der Glanz einer hohen Stellung für sich allein nicht zu geben vermöchte; denn darin besteht die berechtigte Weihe alles Adels, daß dessen persönliche Träger nicht für sich geabelt sind und bleiben, sondern ihre Umgebung weiter zu adeln haben, so daß Adel nicht Stand und Erbschaft, sondern Persönlichkeit und stetige Uebertragung ohne Entäußerung bedeutet.

Als einer Sonderbarkeit mag noch derjenigen gedacht werden, welche mit einer in ihrer Ernsthaftigkeit höchst komischen Miene behaupten, die Förderung weiblicher Erwerbsfähigkeit werde dahin führen, daß das männliche Geschlecht die Frauen für sich in Zukunft arbeiten lassen und seinerseits in Trägheit versinken werde. Der Müßiggang oder die arbeitslose Noth der Frauen wäre also die Bedingung männlicher Kraft und Wichtigkeit.

Mit solcher Kurzsichtigkeit ist es nicht schwer fertig zu werden. Anders verhält es sich hingegen mit dem stärkeren und viel weiter verbreiteten Vorurtheil, welches seinen Sitz in dem älterlichen Hause derjenigen hat, die von der Thätigkeit des Vereins selbst den größten Nutzen ziehen könnten. Nur zu viele Väter besürchten, daß eine Vorbildung für einen bestimmten Erwerb den Glauben oder den Schein der Unhäuslichkeit oder den Verdacht eines stillschweigenden Verzichtes auf die Geschlechtsauf ihre Töchter werfen könnte. Nur zu viele Töchter meinen, daß man schlimmstenfalls heimlich arbeiten dürfe, um sein Leben zu fristen. Wie es „verschämte“ Arme gibt, so gibt es auch „verschämte Arbeiterinnen“, beide Klassen fallen sogar beinahe zusammen. Ist diese Scham über ehrliche Arbeit nicht eben so thöricht, wie die Scham einer Kranken, welche ihr Uebel verheimlicht und darum, der Möglichkeit aller Heilung beraubt, durch Unterlassung einen Selbstmord an sich vollzieht?

Solche Vorurtheile zu bekämpfen und allmählig auszuröten ist offenbar die wichtigste Aufgabe des Vereins; denn in jenen liegt die Quelle aller Uebelstände. Deswegen ist es von Bedeutung, daß nicht Männer und nicht Frauen allein, sondern beide Geschlechter gemeinschaftlich eine so schwierige Aufgabe in Angriff nehmen. Einem Frauenverein würden die Männer, einem Männerverein die Frauen mißtrauen. Bei einer Vereinigung beider Geschlechter auf dem gemeinschaftlichen Boden einer großen Sache, bei einer Repräsentation aller Beteiligten durch Frauen und Männer, gegen deren Absichten und Charakter die üble Nachrede kein Recht hat, sind die Männer berufen, die energische Initiative zu ergreifen, welche nur bei einer aus Erfahrung geschöpften Kenntniß der öffentlichen Lebens- und Rechtsverhältnisse denkbar ist, während den weiblichen Mitgliedern des Vereins die schöne Aufgabe gestellt ist, die Grenzen des Hergebrachten, der zarten Sitte darzustellen und wenn es nöthig sein sollte, zur Geltung zu bringen. Gerade auf diesen Voraussetzungen ruht aber dieser neue Verein. Seine Stifter sind sich keinen Augenblick darüber unklar gewesen, daß die Natur der Geschlechter gewisse Gesetze der Arbeitsteilung vorgezeichnet hat, daß die Sitte als berufenste Erklärerin dieser ungeschriebenen Gesetze innegehalten werden muß, daß der Mann Aufgaben im Staatsleben und Staatshaushalt zu lösen hat, für welche die Frau nur ausnahmsweise bisher befähigt erschien, daß es in der That männliche und weibliche Arbeitsgebiete zu unterscheiden gilt. Während man den Uebergang in das dem männlichen Geschlecht durch die Sitte vorbehaltene Gebiet, die Verleugnung des Herkommens als „Emancipation“ der Frauen bezeichnet, sollte man nicht vergessen, daß auch von Männern zahlreiche Verrichtungen wahrgenommen werden, welche von Hause aus für Frauen bestimmt erscheinen. Zwischen beiden Grenzpolen, welche sich freilich in der Culturgeschichte bald nähern, bald von einander entfernen, liegt aber eine immerhin bedeutende Linie, auf welcher nur der Egoismus des männlichen Geschlechts den Frauen, soweit sie dessen bedürfen oder darnach verlangen, die Mitwirkung abschneiden kann. Sind die Frauen einem großen Theile des männlichen Geschlechts an Körperkräften und Ausdauer nicht zu vergleichen, so sind sie doch durchschnittlich beträchtlich, ebensoviele an Geschäftlichkeit, Anständigkeit, schnellem Verstande und Feinheit der Beobachtung überlegen. Ich glaube sogar nach meinen Beobachtungen — ohne freilich den Widerspruch dagegen ungen zu sehen — behaupten zu können, daß die Anzahl entschieden dummer Männer erheblich größer ist, als die entsprechende Ziffer des anderen Geschlechts. Wie dem immer sein möge: ein Verein kann überall nur einen durchschnittlichen Maßstab an die Prüfung der Verhältnisse anlegen; es wird also auch für den neuen Verein darauf ankommen, auf dem Gebiete der durch die heutige Cultur-entwicklung und die Rücksicht auf die gesellschaftliche Sitte zu begrenzenden Arbeitsleistungen die Frauen zu qualitativ besserer Thätigkeit zu befähigen. Er hat vor allen Dingen darauf zu achten, daß die einträglicheren Arbeiten höheren Ranges den Frauen nicht willkürlich vorenthalten werden, daß die Vertheilung der Arbeit nach dem Maße der geistigen Fähigkeiten ungehemmt vor sich gehe, daß denjenigen Frauen ferner eine Vorbildung zu Theil werden könne, welche durch ihr geistiges Bedürfnis oder ihre Naturanlage sich dazu angeregt fühlen. Persönlich gebe ich übrigens zu, daß in Deutschland, namentlich im Vergleich zu Amerika und England die den Frauen durch das gesellschaftliche Herkommen gezogenen Schranken vielfach engherzig oder unklug genannt werden dürfen und daß es verdienstlich sein kann, gegen Einzelnes anzukämpfen. Was den Verein für Erwerbsfähigkeit der Frauen betrifft, so wird er hingegen bei richtiger Bemessung der Grenzen sicherlich alle Einwendungen, namentlich von Seiten der Frauen gelten lassen, sofern diese überhaupt nur die Bestrebungen des Vereins in ihrer Allgemeinheit anerkennen, deren Nothwendigkeit nicht mehr bezugeln können ist. Als meine feste Ueberzeugung spreche ich außerdem aus, daß durch das Vor-

handensein des neuen Vereins die Zahl und Ziffer der arbeitenden Personen weiblichen Geschlechts so gut wie gar nicht verändert werden wird, sondern nur eine qualitative Verbesserung der Arbeitsleistungen herbeigeführt und das Gesetz der Concurrenz mit demjenigen der Gerechtigkeit gegen das weibliche Geschlecht verdrängt werden wird. Denn jenes in seiner Allgemeinheit völlig unberechtigte Vorurtheil gegen die Arbeit der Frauen hat auch den Erfolg, daß weibliche Arbeit unter ihrem realen Werthe bezahlt wird, weil Arbeitgeber, jene Vorurtheile in Rechnung ziehend, auf eine viel höhere Nachgiebigkeit Seitens der Arbeitenden rechnen, als ohne persönliche Beweggründe der „Arbeitscham“ denkbar sein würde.

(Schluß folgt.)

### Wirthschaftsplaundereien.

#### Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

**Hoche-pot.** Zu einer Schüssel für 8 Personen nehme man 3—4 Pfund Hammelfleisch, entweder vom Cotelettenstück oder vom Blatt. Man wäscht das Fleisch und hacht es mit dem Hackemesser in nicht zu große saubere Stücke. Dann läßt man 1/4 Pfund Butter oder gutes Fett in einem hinreichend großen Schmortopfe zergehen, legt die Fleischstücke, nachdem man sie gefalzen hat, hinein und brät sie unter wiederholtem Umrühren etwa 10 Minuten lang. Sodann bestreut man sie mit 3 Eßlöffeln voll Mehl und rührt 2 Quart (2 baier. Maß) kochendes Wasser damit klar, so daß man, nachdem das Ganze unter fortwährendem Rühren aufgekocht ist, eine nicht zu dicke glatte Sauce erhält, in welcher man das Fleisch nebst einer ganzen Zwiebel, einem kleinen Stückchen Lorbeerblatt und einem Bündchen Petersilie eine Stunde langsam kochen läßt. Während dem wird eine Mandel junger Kohlrabis (Kohlrüben), sowie eine Handvoll junger Mohrrüben gepuzt, in nicht zu große Stücke geschnitten, einmal in kochendem Wasser aufgekocht, abgeseigt und zum Hammelfleische gethan. Hat dies zusammen eine Weile gekocht, so daß das Fleisch anfängt, weich zu werden, so schüttet man 3—4 Messen feiner grüner Erbsen, die man ausgekaut, und zuletzt ein Duzend kleine und geschälte Kartoffeln roh dazu und läßt Alles zusammen kochen, bis Fleisch und sämmtliches Gemüse weich, doch nicht zerfällt, die Sauce aber feimig eingekocht ist. Man entfernt nun die Zwiebel, Petersilie und Lorbeerblatt, kostet das Gericht, ob es genug gefalzen ist, und thut nach Erforderniß ein wenig Zucker dazu. Beim Anrichten legt man die Fleischstücke auf eine tiefe Schüssel und gibt die Gemüse darüber. [1519]

**Um Obstflecke aus feiner weißer Wäsche zu entfernen,** füllt man ein Blechgeschirr mit kochendem Wasser und löst darin Soda auf. Ueber die Dämpfe dieses Wassers hält man die beschädigte Stelle, worauf der Fleck spurlos und ohne daß man die Wäsche naß zu machen braucht, verschwindet.

**Strickmaschine.** Der „Arbeitgeber“ enthält eine Nachricht aus Amerika von einer verbesserten Strickmaschine, welche zwar etwas theurer ist, als die jeither in Europa verkauften, etwa 150 Gulden, aber nicht bloß ab- und zunimmt, sondern auch die Fersen in Strümpfe strickt. Dieselbe ist von der bisher üblichen gänzlich verschieden, kein Rundstuhl, sondern strickt gerade, wiegt nur 20 Pfund, nimmt wenig Raum ein und ist leicht zu handhaben. Die Weite der Strickarbeit kann nach Belieben durch zwei Schrauben geregelt, es kann also ab- und zugenommen werden bis auf die ganze Länge der Maschine. Selbst Handschuhe kann man damit stricken und sowohl feines als großes Garn (in gewissen Grenzen natürlich) verarbeiten. Ebenso kann man lose oder fest stricken, indem man nur eine Schraube dreht. Die Geschwindigkeit ist etwas geringer als beim Rundstuhl, 2—5000 Maschen in der Minute oder eine Elle in 10 Minuten, doch kann man immerhin 1 Duzend Socken täglich damit fertigen, wobei man mit der Hand nur den Rand, da wo je der zweite Strumpf abgeschnitten wird, fertig zu machen, d. h. einmal herumstricken hat. Ebenso hat man die Ferse mit dem Fuße zu verbinden und mit einer eigens dazu bestimmten Nadel eine Minute an der Spitze zu arbeiten, um dann einen so egal und schönen Strumpf zu haben, wie er mit der Hand nicht gemacht werden kann. Der Maschine werden zwei Stellapparate, ein Garnhalter, eine Spulmaschine, ein Satz Spulchen, vier Gewichte zum Festhalten des Strickzeuges, eine Schnalle dazu, eine Delfanne, ein Schraubenzieher und 20 Reservenadeln beigegeben. [1598]

### Die Mode.

Während früher die Mode ihr gebieterisches „Man trägt ...“ verkündigte, das keine Wahl zuließ, gewährt sie uns jetzt die Freiheit, die Kleidung unseren Wünschen, unsere Wünsche den Umständen anzupassen. Man trägt wol kurze als lange Paletots, wol Taillen mit Schooß als solche mit Gürtel, wie gesagt, je nach Geschmack und Umständen. Nennen mit diesen in Uebereinstimmung zu bringen und, mögen wir nun einfach oder reich uns kleiden, immer den feinen Taft zu wahren, ohne welchen man niemals „gut gekleidet“ sein wird, dies ist unsere Aufgabe, eine nicht leichte, aber dankbare Aufgabe. So trägt man z. B. zu einer Toilette aus lustigem Stoff den kurzen Paletot; den langen dagegen zum gebiegenen Anzug oder bei trübem Wetter. Bequem und an heißen Tagen eine angenehme Erleichterung ist es, den langen Paletot, eine Casaque oder Tunika nur durch den Befehl auf dem Rocke zu imitiren. Zu einem solchen Anzuge, der also nur aus Rock und Taille besteht, eignen sich vorzüglich die abgepaßten Roben, welche neuerdings in größter Mannichfaltigkeit im Handel erscheinen. Diejenigen mit schwarzem Dessin auf grünem Grunde, sowie die weissen mit lichtblauem oder auch hellbraunem Muster sind die beliebtesten. Da wir von Robenstoffen sprechen, sei auch eine höchst eigenthümliche Novität dieser Gattung erwähnt: nämlich der Foulard „Patti“, ein Foulard mit weissem Fond und schwarz eingewebtem Notensystem, das ein beliebiges kleines Motiv, die Anfangstakte irgend einer Arie oder dergl. trägt. Selbstverständlich wird dieser nicht allzu sinnreiche Einfalt nur Wenige und nur die alleräussersten Schwärmerinnen für Musik begeistern.

Für die heißen Tage ist Gaze de Chambéry der gewächteste Stoff zum Gesellschaftsanzuge; die bevorzugte Farbe ist Grün in den verschiedensten Schattirungen. Sehr wirksam auch und deshalb außerordentlich begünstigt ist die Zusammenstellung von Schwarz und Carmoisin. Man garnirt z. B. Confections von schwarzem Kaschmir mit Schrägstreifen, Paiten, Maccarons zc. aus dunkelroth Taffet, deren Wirkung sodann nicht selten durch eine Stickerie in orientalischem Geschmack oder in schwarz und weisser Seide erhöht wird. Ein anderes einfaches und nicht minder beliebtes Arrangement, welches zu einem An-



